

## Im Vorfrühling.

Von

Heinrich Heise.



Der Krokus keimt zur Stunde  
Im weichen Gartenbeet,  
Und Primeln bringen Kunde,  
Daß froh der Lenz ersteht.  
Und alles drängt zum Leben,  
Und alles drängt zum Licht  
In sel'gem Aufwärtstreiben,  
Das jede Knospe bricht.

Die Schwalben, die vorm Jahre  
An unserm Dach gebaut,  
Sie nahn, und auch die Stare  
Mit süßem Frühlingslaut.

Grün strahlt der Schmelz der Weiden,  
Es rauscht das Schilf im See,  
Schlehndorn und Hecken\*kleiden  
Sich reich in Blütenschnee.

Wie kannst du länger säumen  
Im engen, stillen Haus!  
Zieh' aus den dumpfen Räumen  
In all die Pracht hinaus!  
Fühl', wie aus niedrem Staube  
Die Seele sich erhebt,  
Und sel'ger Gottesglaube  
Dir tief das Herz durchbebt!

## Raynold.

Eine Erzählung aus der Zeit der englischen Revolution.

Von

Joh. v. Wildenradt.

Mit Original-Bezeichnungen von Woldemar Friedrich.



Nicht weit von der schottischen Grenze,  
in der Grafschaft Northumberland,  
lag um die Mitte des siebzehnten  
Jahrhunderts ein stattliches altes  
Schloß, das mit seinen Türmen  
und Mauern gar trozig darein-  
schaute. Es trug seine granitne  
Rüstung nicht umsonst; denn wie  
es in früheren Jahrhunderten

manchen feindlichen Ansturm hatte aushalten müssen,  
so lag auch jetzt die Gefahr nahe, daß es ein Schau-  
platz der Kämpfe werden konnte, unter welchen Eng-  
land erbebe. — Kein Name wurde um diese Zeit  
in dem Inselreich mit größerer Liebe und Bewunde-  
rung, keiner aber auch mit größerem Haß genannt,  
als derjenige Oliver Cromwells. Wie das Volk sich  
in seiner ungeheuren Mehrzahl um den gewaltigen  
Mann, seinen heldenhaften Vorkämpfer, scharte, so  
hielt es der stolze und begüterte Adel heimlich und  
öffentlich mit Karl dem Ersten, dem Könige, dem  
von seiner Macht und Herrlichkeit freilich nur noch  
wenig geblieben war.

Deutsche Jugend. XXII.

Ein aufrichtiger und treuer Anhänger des Kö-  
nigs war auch Graf Malcolm, der Besitzer jenes  
Schlosses. Er hatte für das Herrscherhaus bei Horn-  
castle und Marstonmoor mitgestritten, er hatte froh-  
lockt, als der König aus seiner Haft den Händen  
Cromwells entflohen war, er hatte getrauert, als er  
vernahm, daß Karl auf der Insel Wight zum zwei-  
tenmal nichts anderes als der Gefangene seines  
furchtbaren Gegners geworden war. Seit jenem  
Tage herrschte eine dumpfe Stille auf Malcolm-  
castle, finster schritt der alte Graf umher, er wagte  
kaum noch für die Stuarts zu hoffen und sann um-  
sonst, woher ihnen noch Hilfe kommen sollte.

Warum aber erfüllte heute die Festhale des  
Grafschlosses so reiche Pracht, warum hatte man  
die Portale, die Pfeiler und Wände mit Tannen-  
zweigen, Fahnen und Wappenschilden geschmückt,  
warum glänzten auf der gedeckten Tafel die schweren  
Silberleuchter und Kannen, Becher und Schüsseln,  
die seit Jahren nicht mehr aus den Truhen hervor-  
geholt worden waren? — Auf einen Tag hatte der  
Graf seinem Kummer Einhalt geboten, auf den Tag,



an welchem Lady Jane, seine einzige Tochter, in ihr neunzehntes Jahr trat. Doch es galt nicht allein die Feier dieses Zeitabschnittes, es galt vielmehr zugleich die Feier der Verlobung Janes mit Raynold, dem zweiten Sohn des verstorbenen Grafen von Glenmore. — Aufrichtige Freundschaft und gleiche Gesinnung hatte die Häupter beider Geschlechter zu einander hingezogen, und die künftige Verbindung Janes und Raynolds war von den Vätern schon beschloffen worden, als jene sich noch im zarten Kindesalter befanden. Heute aber sollte sie die öffentliche Bestätigung erhalten, und Graf Malcolm hatte die Verwandten und Freunde beider Häuser feierlich dazu einladen lassen. Mancher freilich, der sonst nicht hätte fehlen dürfen, blieb heute fern, vor allen des Bräutigams älterer Bruder, Carl Francis, welcher sich im Auftrag der königlichen Partei nach Frankreich begeben hatte, und ein Neffe des Grafen Malcolm, Sir Ralph, der sich bei dem König auf der Insel Wight befand. Auch die Gräfin Glenmore war durch ein Leiden, welches sie an das Haus fesselte, verhindert, dem Feste beizuwohnen; aber um so lebhafter weilten ihre Gedanken heute bei dem geliebten Sohn auf Malcolmcastle.

Schon waren die Geladenen hier alle versammelt, schon hatte der Graf die Verlobung feierlich verkündet, glückwünschend umringten die Zeugen den ernstesten Bräutigam und die liebliche Braut und man schickte sich eben an, zu Tische zu gehen, als ein neuer Gast eintraf, dessen Nahen für das Fest verhängnisvoll werden sollte. Es war Sir Ralph. Doch er erschien nicht heiter und in prunkender Tracht, wie die anderen, sondern mit verstörten Blicken und trotz der winterlichen Jahreszeit vom weiten Mitt erhitzt und staubbedeckt.

Bewundert und erschreckt eilten ihm der Graf und seine Freunde entgegen, und der Ankommende wurde mit Fragen bestürmt, während die Gräfin Malcolm einem Diener gebot, dem sichtlich Erschöpften einen Labetrunk zu reichen. Aber statt jeder Entgegnung brach dieser in die bitteren Worte aus: „Ich sehe euch festlich geschmückt, — werst den Tand von euch und legt Trauerkleider an!“

Und als die ihn Umringenden bestürzt und fragend auf ihn sahen, fuhr er fort: „Schreckliches habt ihr vormals erlebt, aber das Schrecklichste blieb euch noch verborgen. Wisset denn: König Karl ist nicht mehr, — die Erde hat sein Blut getrunken!“

„Der König — tot?“ Entsetzt rief es der Graf, riefen es die anderen; sie konnten es nicht fassen, die Frauen weinten und die Männer klagten oder

standen stumm, von der furchtbaren Nachricht niedergeschmettert.

Aber rücksichtslos in seinem Schmerz und Zorn fuhr Ralph fort: „Ja, klagt nur, Mylords! Ihr sahet, wie des Aufruhrs wilder Drache im Lande umherraste, — und dennoch legtet ihr die Hände in den Schoß, und dennoch habt ihr den Mut, Feste zu feiern, während Karl unter Feindeshänden verblutete! — Wer von euch ist ihm in Schmach und Not gefolgt, wer hat sie mit ihm geteilt? Einst hat euch der Glanz des Königshofes angezogen; doch als er erlosch, da reichte eure Treue nicht bis in den Feindeskerker!“

Der Vorwurf war schwer, er war nicht von allen verdient, und dennoch war in diesem Augenblick niemand, der Sir Ralph dafür zur Rechenschaft zu ziehen gewagt hätte. In ihrer Verwirrung traten die einen zu dem Brautpaare, zu Jane, auf deren Gescheide einzelne Thränen niedergetropft waren, während Raynold sie zu beruhigen suchte, — die anderen blieben in der Nähe Ralphs, der auf Zureden des Grafen Malcolm endlich in zusammenhängenden Worten berichtete, was er erlebt und mit eigenen Augen gesehen hatte. Er knüpfte an den Aufenthalt des Königs auf Wight und dessen Fluchtpläne an, er erzählte, wie Karl plötzlich von der Insel hinweg in die schauerliche Einsamkeit von Hurstcastle gebracht worden, wie aber auch dort seines Bleibens nicht gewesen sei. Oberst Harrison habe den gefangenen Fürsten aus der kleinen Zahl seiner Getreuen gerissen und ihn nach Windsor geführt, wohin nur Ralph selbst in Dienetracht seinen König habe begleiten dürfen. In Windsor sei zuerst ein dumpfes Gerücht bis zu dem Gefangenen gedrungen, ein Gerücht, das durch die Verhandlungen in Westminster-Hall seine fürchterliche Bestätigung erhalten habe.

„Ein trüber Winterhimmel, — fuhr er fort, — wölbte sich über London, als der König zum letzten Gang den Palast von St. James verließ. Ein Märtyrer des Purpurs schritt Karl aufrechten Hauptes durch den Park des Weges gen Whitehall, während unaufhörlicher Trommelwirbel das Grollen der Menge übertönte. Im Bankettsaal zu Whitehall befand sich in der Mauer eine schwarz verhängte Öffnung; — jenseits derselben erwartete den König das Schafott. Ich durfte es nicht mit ihm betreten, seine letzten Worte verhallten ungehört, ich sah sein Haupt fallen, — da schwur ich, mein ganzes Leben der Vergeltung dieser Stunde zu weihen. Von Gram und Wut gejagt, floh ich, eilte hierher, zur Rache



wollte ich euch aufrufen — und finde euch beim Verlobungsmahl!"

Mit einem kurzen, rauhen Lachen hielt Sir Ralph inne, ringsum wurde ein schmerzliches Stöhnen vernehmbar, aber niemand fand jezt Worte, niemand außer Edward, dem Bruder Janes, der in jugendlicher Aufwallung rief: „Soll Ralph sich größerer Treue rühmen dürfen, als wir? Laßt uns den König rächen, laßt uns in den schottischen Bergen ein Heer sammeln und damit die feindlichen Haufen überfallen, daß sie wie Spreu vor dem Winde aus einander flieben!"

Niemand achtete der Äußerung, nur Raynold wandte sich an Edward und sprach, das Haupt schüttelnd, leise: „Gemach, mein Bruder! Wenn du den Feind kenntest, den weder ein Hamilton noch ein Montrose zu bezwingen vermochte, so würdest du anders sprechen!"

Die Mahnung war berechtigt, aber sie fiel bei Edward auf keinen guten Boden, und unbedachtsam erwiderte er: „Wie, jene Haufen von tollgewordenen Bächtern, welche die Herren spielen möchten, von Knechten und Buben, die nichts anderes als das Werkzeug eines kühnen Abenteurers sind, sollten einem Heer von Rittern trogen können?"

„Sie haben es gethan und sie werden es wieder thun!" entgegnete Raynold. „Du hast nicht, wie wir, mit ihnen gerungen; ich stand auf dem blutigen Felde von Naseby, dreimal griff Ruprecht von der Pfalz die Feinde an, dreimal warfen sie uns zurück. Und als wir, vom scharfen Ritt erschöpft, kurzer Raft bedürftig waren, brachen die Eisenseiten Cromwells los, Ritter und Reifige sanken in den Staub, und wer am Leben blieb, der stoh vor den Knechten und Buben!"

Unwillkürlich hatte Raynold immer lauter gesprochen; und Ralph, der in seiner verzweifelten Stimmung die letzten Worte nur zu gut vernommen hatte, fuhr jezt auf: „Das ist nicht wahr!"

„Nicht wahr, Sir Ralph?" Raynold antwortete es und Bornesröte stieg ihm ins Antlig. Er sah, wie die Umstehenden dem von seinem Sitze aufgesprungenen Ralph begütigend zuredeten, er sah, wie sich plötzlich aller Augen auf ihn selbst richteten, und was lange schon heimlich in ihm gegärt hatte, das erhielt nun Ausdruck; in den starren Adelskreisen wurde Raynold, der Sprosse eines gräßlichen Geschlechtes, zum Wortführer des Volkes, das sich gegen seinen Fürsten aufgelehnt hatte. Er hörte nicht die schüchterne Bitte seiner bestürzten Braut, nicht die herrische Mahnung ihres Vaters, nicht den lauten und leisen Widerspruch der Gäste und Ver-

wandten, er rief voll Eifer: „Ihr schmäht und tabelt die Feinde, aber keiner von euch fragt, wer dem Volke den Nachestahl in die Hand zwängte! Der König bestach Thomas Wentworth und William Laud, er beschwor den Covenant nur, um ihn zu brechen, er wurde gebeten und gewarnt und dennoch that er hundertfaches Unrecht! Und ihr? Ihr sahet es und ließt es geschehen; ihr fühltet den Sturm heranbrausen, ihr spottetet sein, und nun wundert ihr euch, daß er sein Opfer fordert? Thut doch eure Augen auf: Ein Trümmersfeld ist England heute, ein Feld voll Blut und Leichen! Das ist der Fluch des Bürgerkrieges, — nicht seine Frucht; denn sie wird einst aus Schutt und Moder wunderbar sprießen. Und was ihr Ketzerei und Teufelsblendwerk nennt, ist das Wehen einer neuen Zeit, die siegreich über alle jene hinwegschreiten wird, welche sie zu schmähen wagen!"

Da unterbrach den Sprechenden ungestüm Sir Ralph, welcher ausrief: „Hört nicht auf den Rasenden! Er würde den König, wenn er noch lebte, zum zweitenmal verraten!"

Doch unerschrocken antwortete Raynold: „Des Königs trauriges Ende beklage ich selbst, doch es traf ihn nicht unverdient. Hätte er für das Beste seines Volkes ein Herz gehabt, so säße er heute noch auf dem Thron König Jakobs!"

Das unerhört freie Wort konnte den Zorn der anderen nur mehren. Parteileidenschaft hatte alle ergriffen, besorgt führte die Gräfin ihre Tochter aus der Nähe der streitenden Männer; im Antlig des Grafen Malcolm sah man den Zwiespalt zwischen dem Gefühl der Zuneigung und der Empörung über die Anschauungen Raynolds. Und dieser entartete Sohn seines verstorbenen Freundes war der erwählte Bräutigam einer Tochter der Malcolms! So hoch der Vater Janes Raynold bisher geschätzt hatte, so tief sank dieser nun in der Achtung des adelsstolzen Mannes. Und gleich dem letzteren dachten seine Gäste; nur der Ort, an dem sie sich befanden, nur die Gegenwart der Frauen verhinderte einen blutigen Ausgang des Zwistes.

Da wagte Edward zu thun, wovor sein Vater sich scheute, und überdeck rief er Raynold zu, das Schloß zu verlassen und es nicht wieder zu betreten, denn niemals könne Lady Jane das Weib eines Hochverrätters werden.

Raynolds männliche Entgegnung sprach dem unerbärtigen Knaben das Recht zu solcher Äußerung ab; doch Edward, von den Zurufen der anderen ermutigt und von falschem Ehrgefühl geleitet, zog jezt



sein Schwert und schwang es drohend gegen den Bräutigam seiner Schwester.

Zur Notwehr gezwungen, entblößte Raynold die eigene Waffe und schlug dem Gegner die seine mit rascher Wendung aus der Rechten. Doch im Nu sah er alle Hände gegen sich erhoben, er hörte den Angstschrei seiner Braut, er wollte zu ihr eilen, aber ein vielstimmiges „Zurück!“ wehrte ihm. Seine Aufregung wuchs, und er schien willens, sich mit dem blanken Stahl die Bahn frei zu machen, als zwei seiner Verwandten sich dem Bedrohten zugesellten und ihn halb mit Güte, halb mit Zwang aus dem Schloß entfernten.

Draußen wehte ihm der eisige Wintersturm um die glühende Stirn, — ihm war es ein Labfal. Im festlichen Gewande bestieg er sein Roß, in tiefem Schmerz über den Ausgang des Zwistes ritt er langsam von dannen. Er brauchte Zeit, seine Gedanken zu sammeln, sich in die neue Lage hineinzuwenden; und doch, wenn sein Leben selbst auf dem Spiel gestanden, er hätte keines seiner Worte zurücknehmen, er hätte nicht anders handeln können. Durch die Nacht trabte er seiner Heimat entgegen, während im hellerleuchteten Schloß die stolzen Grafen und Barone seine Gefinnung und sein Thun verdammten, während Graf Malcolm selbst seiner weinenden Tochter verkündete, daß der Ritter, welcher seinem Könige die Treue gebrochen habe, ihrer Hand für alle Zeit unwürdig geworden sei.

\* \* \*

In ihrem Gemach auf Glenmorehouse weilte die Mutter Raynolds. Es waren nun fast zwei Tage verronnen, seit ihr Sohn fortgeritten war, und sie hoffte ihn bald mit seiner Braut, die er in festlichem Zuge zu bringen versprochen hatte, auf

ihrem eigenen Schlosse begrüßen zu können. Wie freute sich die Gräfin auf diese Stunde, mit welcher Sehnsucht sah sie der Ankunft des jungen Paares entgegen! Ihr älterer Sohn, Francis, welcher ganz und gar von der aufreibenden politischen Thätigkeit in Anspruch genommen war, hatte sich nicht entschließen können, den Wunsch der Mutter zu erfüllen und sich durch eheliche Bande an Haus und Herd fesseln zu lassen; um so vertrauender hielt die Greisin an der Hoffnung fest, daß mit dem jungen Weibe

Raynolds ein frisches, fröhliches Leben die stillgewordenen Räume von Glenmorehouse erfüllen würde.

Sie saß, sich in schönen Zukunftsträumen wiegend, am Bogenfenster, als ein Bote vom Grafen Malcolm eintraf, der ihr ein Schreiben desselben brachte. Er mußte Raynold auf seinem Ritt überholt haben, der Überbringer der bösen Nachricht, welche die Wünsche und Hoffnungen der edlen Frau so grausam zerstören sollte. Fassunglos starrte sie lange das Papier an; ihr war, als ängstige sie ein trügerischer Traum.

Doch wie lange sie auch auf die Zeichen blickte, ihr Sinn blieb derselbe, und des Dieners Mund bestätigte, was der Brief nur andeutete. Da meinte sie, daß mit diesem einen Schlage das Glück ihres Hauses für immer in Trümmer gefallen sei, und ihre Thränen flossen lange und bitterlich.

Unendlich schien ihre Trauer, umjomehr, da sie nicht wußte, wo Raynold geblieben sein mochte. Der Aussage des Boten nach hätte er schon auf Glenmore eingetroffen sein müssen, — er war es nicht! Sollte er sich stehenden Fußes den Feinden, den furchtbaren Puritanern angeschlossen haben, ohne noch ein letztes Mal vor das Angesicht seiner Mutter zu treten? Fürchtete er ihre Vorwürfe, trieb





ihn sein böses Gewissen, trieb in die Scham wie einen Friedlosen von dannen?

Ihr Mutterherz mochte es nicht glauben, und sie meinte schon, als sich jetzt die Thür öffnete, daß der Eintretende Raynold sei, dessen Worte jede Anklage spielend entkräften würden. Aber es war der ältere Bruder Francis, der, aus Frankreich zurückkehrend, wo er von König Ludwig wenigstens die Zusage kriegerischer Hilfe erhalten hatte, mit Mühe und Not heimlich an der englischen Küste gelandet war und von dort den Weg nach Glenmore eingeschlagen hatte. Mit herzlicher Begrüßung eilte er auf die Mutter zu, doch seine Worte stockten, als er ihre Thränen erblickte. Er glaubte, daß sein unerwartetes Kommen sie erschreckt habe, — aber ein Blick auf den Brief, welchen ihm die Greisin jetzt reichte, belehrte ihn eines anderen.

Fragend und bangend sah ihm die Mutter ins Antlitz, aber sie atmete auf, als Francis heftig ausrief: „Das ist Verleumdung! So tief kann kein Glenmore sinken, daß er den Königsmördern sein Schwert liehe!“

Auf Befragen ihres Sohnes erzählte sie ihm nun, zu welchem Zweck Raynold nach Malcolmcastle geritten war; und als sie geendet hatte, gewährte es ihrer Herzensbangigkeit einigen Trost, in die Meinung von Francis einzustimmen, daß nur ein Mißverständnis oder Verleumdung hier ein böses Spiel treibe.

Francis hatte inzwischen einen schnellen Entschluß gefaßt. Er mußte Gewißheit haben, deshalb rief er einen Diener herbei und befahl ihm, ein Pferd zu satteln. So müde er war, wollte er doch selbst zu Graf Malcolm reiten, um aus dessen eigenem Munde die Wahrheit zu erfahren.

Aber bevor ihm gemeldet wurde, daß sein Befehl ausgeführt sei, traf Raynold auf Glenmorehouse ein. Ernst, doch gefaßt, war sein Gruß, dennoch bangte ihm um seiner Mutter willen vor dem Bekenntnis, das er vor der Greisin ablegen mußte. Aber als er in das bekümmerte Antlitz der edlen Frau blickte und die Augen seines Bruders durchdringend auf sich gerichtet sah, als er auf dem Papier die Handschrift des Grafen Malcolm erkannte, da wußte er, daß die Anklage dem Bekenntnis vorausgeeilt war, und bescheiden fragte er, indem er sich an der Seite der Gräfin niederließ: „Was sagt ihr zu diesem Briefe, Mutter?“

Der Greisin Lippen bebten, als sie ihm entgegnete: „Das frage ich dich, mein Sohn!“ — Und als Raynold einen Augenblick mit der Antwort zögerte, fuhr sie fort: „Ist es möglich, mußtdest du

mir, am Rande des Grabes, das anthun? Dein Glück war der Wunsch meines Herzens und oft hat ich den Himmel, mich zum Zeichen seiner Gnade den Tag erleben zu lassen, an welchem ich eure Hände zum ewigen Bunde zusammenfügen dürfe. Es war ein eitler Traum! Raynold, warum brichst du mir das Herz?“

Von ihrem Gefühl überwältigt, sank die Tiefbetrübt in ihren Sessel zurück, Raynold aber ergriff ihre Hand und sprach liebevoll: „Seid ruhig, gute Mutter! Der Tag, den ihr so heiß ersohnt, wird dennoch kommen.“

Die Gräfin antwortete nicht; an ihrer statt winkte Francis dem Bruder, sie traten zur Seite, und erregt fragte jener: „So ist es wahr, was Graf Malcolm schreibt? Du hättest den Mord des Königs gebilligt, du wärest fähig, mit seinen Feinden und den unsern gemeinsame Sache zu machen? — Sag nein, ich beschwöre dich, Raynold. Sag, daß ein jeder lügt, der dich des Verrates an den Stuarts zeih!“

Aber Raynold sagte nicht nein, sondern antwortete dem Bruder: „Des Verrates an den Stuarts haben andere sich schuldig gemacht, die ihre Treue nur auf den Lippen trugen! Der Thron der Stuarts ist morsch geworden, und da die Wurzel krank ist, kann der Stamm nicht gefunden. Durch unser Vaterland zieht heute ein neuer Geist, dessen Größe sich im schlichten Kleide birgt; und wissen sollst du, daß ich diesem neuen Geiste zu dienen willens bin!“

Da trat Francis von dem Bruder zurück, und zürnend rief er: „Du Thor! Sprich nicht also im Hause der Glenmores, laß dein Lästerwort nicht bis in die Gruft unseres Vaters dringen, der dem Sohne fluchen würde, weil er seines Stammes Ehre mit Füßen tritt!“

Doch ruhig entgegnete ihm Raynold: „Beschwöre den Schatten des Toten nicht; du weißt nicht, wie er handeln würde, wenn er heute noch unter uns wandelte!“ Er wollte noch mehr sagen, aber die Mutter rief ihn jetzt mit Namen und er trat vor sie hin und lauschte ihren Worten. Sie erzählte ihm, wie sie selbst in Ehrfurcht vor der Majestät ergraut sei, wie ihr Vater gleich ihrem Gemahl dem Königsthron gedient habe. „Das war des Adels Stolz,“ — sprach sie, — „und seine Ehre war ein fleckenloser Wappenschild. Das kann niemals anders werden, deshalb, wem du auch dienst, wahre deine Ehre!“

Aber Francis, dessen Unwille wuchs, je mehr er über die unerwartete Sinnesänderung seines Bru-



ders nachdachte, rief der Mutter jetzt zu: „Sprecht nicht von Ehre zu demjenigen, der seiner Ahnen stolzes Erbe schamlos opfern kann!“ Und in seinem Zorn herrschte er Raynold an: „Geh hin, — du hättest den König verraten, — so verrät auch uns! Mit offenen Armen werden die Feinde dich empfangen, sie, denen nichts heilig ist, weder Königsthron noch Kirche! O, du kennst die Menge nicht; nur der ist ihr Herr, der ihren niederen Lüften am eifrigsten fröhnt! Wenn aber aus jener Kette, welche

In schwerem Seelenkampfe legte die Gräfin ihre zitternde Hand auf des Sohnes Haupt, bewegt küßte Raynold ihre Linke, dann erhob er sich, seine Worte wahr zu machen. Doch Francis glaubte das äußerste verhüten zu sollen; er verstellte jenem den Ausgang und befahl ihm, sein Schwert abzulegen und die Schwelle nicht zu überschreiten.

Dem Drohenden gegenüber schwoh auch auf Raynolds Stirn die Zornesader, seine Worte klangen trotziger, denn zuvor, immer erbitterter wurde



weise Herrscher um das Volk geschlungen haben, erst ein Glied gerissen ist, so hält kein Zügel mehr das wilde Raubtier!“

Da fühlte Raynold, daß an eine Verständigung jetzt nicht zu denken sei, und er sprach gefaßt: „Dich hält blinde Leidenschaft befangen! So behalte deinen Glauben und laß mir den meinen! Aber eines soll dir gesagt sein: Wer in diesem Kampf, der England bald aufs neue zerfleischen wird, nicht wie ein Mann zu seiner Fahne steht, ist verloren; wer in diesem Kampf sich um eitler Erdengüter willen scheut, das Feuerste zu opfern, der verdient, daß über ihn hinweg das Geschick sich erfülle!“ — Und er neigte sich vor der Greisin: „Meine Ehre ruft mich, Mutter! Gebt mir euren Segen, — dann laßt mich in Frieden scheiden!“

der Bruderzwist und da jeder der beiden seinen Willen mit Gewalt durchzusetzen trachtete, schien ein schlimmer Ausgang unvermeidlich. Zum Glück brachte ein beschwörender Ruf der Gräfin die Zornestrammen noch im letzten Augenblick zur Besinnung, und Francis trat zu ihr, während sie Raynold der Stimme seines Herzens folgen hieß. Da nahte auch dieser noch einmal dem Sitz der Mutter, stürmisch umarmte er sie, ohne daß ihm der ältere Bruder zu wehren wagte, — dann eilte er rasch von dannen. Die Greisin aber verhüllte schluchzend ihr Angesicht und wie bange Klage kam es über ihre Lippen: „Mein Sohn, — mein Sohn! —“

\* \* \*



Schneller, als es Raynold vorausgesehen hatte, war der Bruch mit seiner Vergangenheit erfolgt. Die ungeheure Verwandlung, die sich seit Monden in der Stille seines Herzens vollzogen hatte, die Frucht langer Kämpfe, war durch einen Zufall plötzlich reif geworden, und kaum gereift, war sie auch enthüllt und schonungslos angegriffen. Er hatte den scharfen Bruch nicht gewollt, er hatte ihn nicht für möglich gehalten; aber er war ein viel zu männlicher Charakter, um vor seinen Folgen zurückzuschrecken. Ein schmerzlicher Riß ging durch seine Seele, aber kein unheilbarer; er hatte auf einmal die Liebe seiner Braut, seiner Mutter, seines Bruders verloren, er wußte, daß ihm schwere Kämpfe bevorstanden, aber er hoffte zuversichtlich, aus jedem Kampfe als Sieger hervorzugehen. Edel war sein Wille, rein der Weg, den er eingeschlagen hatte, und vertrauend ging er der ungewissen Zukunft entgegen. Als die Burg seines Vaters erst hinter ihm lag, gab es für Raynold nur ein Ziel: Das Haupt der Puritaner, Oliver Cromwell selbst, aufzusuchen! Er hatte den gewaltigen Mann bei Naseby das Geschick des Tages entscheiden sehen, er hatte ihn im Parlament vernommen, wo seine Worte gleich Keulenschlägen die Feinde trafen, er schaute bewundernd zu ihm auf und hoffte von ihm allein die Rettung seines Vaterlandes.

Sein Wunsch sollte bald in Erfüllung gehen. Noch war er keine zwei Tage gewandert, als ihm in einem Walde einige Männer in dunkler Tracht begegneten. Das kurz geschorene Haar und die breitrandigen Hüte verrieten die Partei, der sie angehörten; Raynold wußte, daß die Sendboten Cromwells durch das Land zogen, an die Hütten und an die Herzen pochend und für ihre Sache werbend, zugleich aber spähend und forschend, um jede Bewegung der Gegner zu entdecken und dem Oberfeldherrn zu berichten. Offen vertraute er sich den Rundköpfen an; aber nicht ohne Mißtrauen wurde er von ihnen aufgenommen, und streng wachten sie über ihn, als er mit ihnen weiterzog. Doch die Prüfung, die er in der Gesellschaft seiner neuen Genossen bestand, mußte zu seinem Vorteil ausgefallen sein, denn nach langem Umherziehen wurde er endlich von seinen Begleitern in das puritanische Lager geführt.

Höher schlug ihm das Herz, als er vor dem mächtigsten Mann Englands stand, der sich in seinem schlichten Waffenrock kaum von seiner Umgebung unterschieden hätte, wenn nicht seine gebieterische Erscheinung, sein ernstes, fast finsternes Gesicht und sein durchbohrender Blick ihn sofort als das geistige Haupt aller hätte erkennen lassen. Er richtete an Raynold

nur wenige Fragen über seine Herkunft und seine Absichten; aber als dieser sie beantwortet hatte und sich mit Feuereifer als Anhänger Cromwells bekannte und seiner Bewunderung unverhohlenen Ausdruck gab, da unterbrach ihn der Feldherr mit den Worten: „Die Ehre gebührt nicht mir, sondern einem Höheren, dessen Werkzeug ich nur bin. Zum Besten meines Volkes hab' ich Gut und Leben freudig eingesetzt, das gleiche fordre ich von jedem, der sich uns anschließt, also auch von euch. Seid ihr demütig und stark genug, euch jedem Befehl zu unterwerfen, dem geringsten eurer Brüder zu dienen, mit dem eigenen Mantel des Nächsten Blöße zu decken und euren letzten Bissen mit dem Hungernden zu teilen? Treibt nicht bloß der wilde Haß, die Hoffnung, eurer Rachlust frönen zu können, euch zu uns? Prüfet euch wohl, ehe ihr euch bindet; denn wenn ihr einmal der unsere seid, giebt es für euch keine Umkehr mehr!“

Und als Raynold dem Feldherrn bescheiden aber fest Antwort gegeben hatte, da zweifelte dieser nicht mehr, sondern nahm jenen in sein Heer auf, ihm ohne Säumen ein Feld für seine Thätigkeit anweisend. In das Lager war die Nachricht gelangt, daß die Schotten bei Dunbar eine Armee sammelten, mit welcher sie in England einfallen wollten; doch fehlte dem Oberfeldherrn genaue Kunde über die Stärke der Feinde. Diese zu erforschen wählte er Raynold, der verkleidet mit zweien seiner bisherigen Genossen das Hochland durchstreifen und, wenn er sich über alles Klarheit verschafft hatte, schleunigst ins Lager zurückkehren sollte.

Wohl hätte Raynold seinen Eifer lieber auf andere Weise bekundet; allein gerade dieser Auftrag schloß die Erfüllung der schwersten Pflichten in sich. Er mochte ihm als Probe von Cromwell übertragen sein, und überdies war es ein Gebot der herben Notwendigkeit, dem Raynold sich weder entziehen wollte noch konnte. — Er verließ das Zelt des Oberfeldherrn und rüstete sich zum Ausbruch; doch kaum hatte er den Rücken gewandt, als Oberst Bright, einer der puritanischen Offiziere, Cromwell vor dem jungen Edelmann warnte, der sicherlich nur aus Eigennutz, wenn nicht aus schlimmeren Beweggründen, zu den Fahnen der Independenten übergelaufen sei. Ein verdienter Kriegsmann, war Bright eifersüchtig auf das Vertrauen, dessen Cromwell den neuen Anhänger würdigte; er haßte alles, was zu der Partei der Königlichen in Beziehungen stand oder gestanden hatte, und er besann sich nicht, seinem tiefen Haß in geringschätzenden Bemerkungen über Raynold Ausdruck zu verleihen.



Doch Cromwell ließ sich dadurch nicht irre machen; er glaubte sich auf seinen Scharfblick verlassen zu können, und ernsthaft verwies er dem rauhen Alten den unchristlichen Haß und gebot ihm, in Raynold nur den Bruder und Streitgenossen zu sehen. Murrend schien der Oberst sich zu fügen; aber seine Überzeugung war nicht erschüttert, seine Gesinnung nicht gebessert. Denn noch ein anderer Beweggrund, den niemand sonst kannte, leitete ihn. Die Familie der Glenmores war Bright keine fremde; er hatte in jungen Jahren dem Vater Raynolds gedient und für einen losen Streich eine empfindliche körperliche Züchtigung erhalten. Vor Scham und Zorn von Glenmorehouse fliehend, hatte er damals schon dem Urheber der Strafe und all seinen Standesgenossen Rache geschworen. Die Erhebung Cromwells brachte ihm Gelegenheit voll auf, seinem wilden Drang Genüge zu thun. Und nun mußte der Sohn des verstorbenen Grafen persönlich seinen Weg kreuzen und Cromwell jenen gegen Bright in Schutz nehmen! In der Seele des alten Soldaten gärte es wild, bitter schmerzte ihn der Verweis, den ihm der Oberfeldherr erteilt hatte, heimlich wuchs sein Argwohn und seine Eifersucht auf Raynold, und er beschloß, mit Argusaugen über den höfischen Cavalier zu wachen, der ihm als ein gefährliches Element erschien, welches im Heer der Independenten nur Unheil anrichten konnte.

Inzwischen hatte Raynold mit den Kameraden seinen Weg angetreten und war unermüdet im Dienst der puritanischen Partei. Er entledigte sich des Auftrages, der ebensoviel Geistesgegenwart wie Mut und Umsicht erforderte, zur Zufriedenheit Cromwells; ein vollständiger Sieg war nicht zum kleinsten Teil eine Folge seiner Entdeckungen und Ratschläge, und der Oberfeldherr belohnte ihn dafür, indem er ihn zum Offizier ernannte und ihm den Befehl über eine kleine Abteilung Fußvolk anvertraute. Von nun an blieb er meist in der Nähe des Hauptquartiers; er begleitete den Feldherrn zuerst nach Irland und im folgenden Jahr nach Schottland, wo man mittlerweile den Sohn des Enthaupteten, Karl den Zweiten, zum König ausgerufen hatte. Ein langwieriges Ringen entspann sich hier um das verschanzte Lager zwischen Edinburgh und Leith, neue Vorbeeren holte sich Raynold, neue Bürden erkämpfte er sich, bis schließlich ein entscheidender Sieg Cromwells und der einbrechende Winter den Kämpfen ein Ende machte. Aber mit dem nächsten Frühjahr begann der Feldzug aufs neue, und es gelang den Puritanern, die Schotten samt ihrem König, dem sich

ein großer Teil des englischen Adels zugesellt hatte, von allen festen Plätzen in Schottland zu vertreiben und zum Rückzug über die englische Grenze zu nötigen.

Darüber war der Sommer vergangen. Bei Worcester lagerte Karl der Zweite mit seinem Heer, ihn umzogen in immer engeren Kreisen die Regimenter Cromwells und auch dasjenige Raynolds, welcher inzwischen selbst zum Obersten ernannt worden war. Dem Sproß der Glenmores hatte das Glück gelächelt, nur eins ließ auf seinem schönen, ernstem Antlitz selten ein flüchtiges Lächeln erscheinen. Das war der Gedanke an die Seinen, von denen er in Zwiespalt geschieden war, die er doch nichts destoweniger treu und innig liebte. Von ihnen allen war ihm keine Kunde geworden; nur den Namen seines Bruders Francis, als eines der kühnsten und tapfersten Parteigänger des jungen Königs, hatte er hin und wieder vernommen. Aber ob seine alte Mutter noch unter den Lebenden weilte, ob sie dem Sohne im Herzen verziehen hatte, ob Jane ihres ehemaligen Verlobten noch gedachte, — Raynold wußte es nicht. O, die Sehnsucht nach beiden, nach der Stätte seiner Kindheit hätte ihn wohl verzehren müssen, wenn er nicht in seiner Brust die felsenfeste Hoffnung gehegt, sie einst wiederzusehen, die Ausöhnung und Wiedervereinigung mit ihnen und dem Bruder einst zu feiern! —

Nach einem anstrengenden Marsche hatte seine Mannschaft zu Anfang September am Saum eines Waldes, wenige Stunden von Worcester entfernt, ein Lager geschlagen. Die Wachposten waren aufgestellt, die Feuer loderten ringsum, und wie allabendlich schallte der feierliche Gesang der Puritaner zum Himmel auf. Raynold saß in seinem Zelt, bei ihm die Mehrzahl der ihm untergebenen Offiziere; sie befanden sich in eifriger Beratung, denn der nächste Tag schon konnte, ja mußte sie mit dem Feinde zusammenführen. So sehr alle, vom Obersten bis zum Gemeinen herab, von Kampfeslust und Siegeszuversicht erfüllt waren, so sehr fühlte Raynold sich von einer ihm selbst unerklärlichen Unruhe befangen. Er wußte, daß ihn täglich das Los des Soldaten, ein Heldentod auf grünem Felde treffen konnte, aber er fürchtete ihn nicht; und dennoch regte sich in ihm zum erstenmal der Wunsch, sich an der Schlacht nicht beteiligen zu müssen. Aber er unterdrückte dies Gefühl mit Gewalt, er schämte sich desselben, und keiner seiner Untergebenen durfte es ahnen.

Mit gewohnter Umsicht hatte er eben seine Anordnungen erteilt, als sich im Lager plötzlich ein Tumult erhob, der sich dem Zelte des Obersten näherte. Raynold hörte seinen Namen nennen, er



begab sich mit seinen Hauptleuten ins Freie und erblickte hier einen kleinen Haufen von Männern und Weibern, die von einem puritanischen Wachposten aufgegriffen und nun unter großem Zusammenlauf durch das Lager geführt worden waren. Die bunte, seltsame Tracht, in welche jene gekleidet waren, die lebhaften Worte und Bewegungen, mit denen sie sich gegen ihre Gefangennahme sträubten, stachen auffallend gegen den grimmen Ernst ihrer Wächter ab; aber nun, da sie sich plötzlich dem Befehlshaber samt seinen Offizieren gegenüber sahen, wurden sie sehr kleinlaut. Raynold ließ die Blicke nur flüchtig über sie gleiten, dann wandte er sich an den Anführer des Postens mit der Frage, für was die Aufgegriffenen sich ausgegeben hätten und wo man auf sie gestoßen sei. Der Gefragte antwortete, daß er, dem erhaltenen Befehl gemäß, den angrenzenden Wald durchstreift und dabei, einem Feuerstein nachgehend, die Gefangenen an einer Lagerstatt im Gebüsch überrascht habe. Doch seine Freude über den Fang sei schnell geschwunden, denn nur allzubald habe er entdeckt, daß er nichts besseres als eine Anzahl von Gauklern und Possenreißern aufgeschencht habe!

Bei den letzten Worten wurde Widerspruch aus der Mitte der Gefangenen laut, Raynold hieß die Soldaten zurücktreten, dann winkte er einem der Fremden und fragte ihn, wer er sei und woher er komme. Er erfuhr nun, daß die Aufgegriffenen Schauspieler seien, die von den Puritanern als falsche Propheten und Baalspriester geschmäht und verfolgt, durch den neuentbrannten Bürgerkrieg brotlos geworden und von Ort zu Ort getrieben waren. — Zu oft hatte Raynold sich selbst an den Darstellungen ähnlicher Gesellschaften erfreut, als daß er das strenge Verdammungsurteil, das im puritanischen Lager über dieselben herrschte, hätte teilen können. Es bedurfte deshalb der flehenden Bitten des Wortführers jener nicht; freundlich gab er ihnen ihre Freiheit wieder und vertröstete sie auf die kommende Zeit, wenn der Kriegslärm ausgetobt habe und aus der allgemeinen Zerstörung auch für das Völkchen der Musenjünger sich wieder eine Stätte erheben würde.

Raum hatten die übrigen dies vernommen, als sie den Obersten dankend umringten; er aber wehrte ihnen und hieß den Anführer der Wache, die Freigelassenen ungefährdet über die puritanischen Posten hinausbegleiten. Dann wollte er sich in sein Zelt zurückbegeben; doch ehe er es erreichte, hörte er seinen Namen, den Namen Glenmore, den er schon lange nicht mehr führte, und als er sich umsah, er-

blickte er vor sich einen Schauspieler, der ihn um Aufnahme in das Heer der Puritaner bat.

Raynold sah jenen verwundert an, und vergebens besann er sich, wo er den Fremden schon gesehen haben könnte. Da sprach dieser: „Kennt ihr mich nicht mehr?“ Und als Raynold den Kopf schüttelte, fuhr jener fort: „Entsinnt ihr euch noch des blutigen Tages von Newbury, als uns das Ungestüm des gewaltigen Gegners zu Paaren trieb? Ihr warfet euch todesmutig den Feinden entgegen, aber dennoch mußten wir weichen. — Und als wir abends vom wilden Ringen ausruhten, da batet ihr mich, ein feuchtes Tuch um euer blutendes Haupt zu schlingen. An der Narbe habe ich euch wieder erkannt. —“

Da wußte auch Raynold, wen er vor sich sah, und freudig rief er aus: „Jenkins, vor Zeiten mein Spielmann, Wundarzt und lust'ger Kamerad! Und nun —?“

„Nun im Dienste der Lady Komedia!“ fiel der andere ein. „Wollt ihr mich darum tadeln? Auf seltsame Wege hat der Bogenschlag der Zeit mein Lebensschifflein getrieben, und als mich Frau Musica im Stich ließ, da wurde ich ein Jünger Thaliens. Wo der Hof sein üppiges Lager hielt, war das Glück uns hold; doch seit Cromwells strenger Herrschaft ist unsre Kunst versemnt. Es ist mir herzlich schlecht ergangen; nun aber, da ich euch gefunden habe, regt sich der alte Reitersmann wieder in mir, noch kann ich die Trompete blasen und ein Schwert führen. Deshalb weist mich nicht von hinnen, nehmt mich in eure Reihen auf, laßt mich heute, wie vormals, eurem Banner folgen!“

Raynold überlegte einen Augenblick, dann sprach er sehr ernst: „Ihr seid rasch, wie ihr es immer waret! Aber bedenkt, daß das Reich, welches wir errichten wollen, seine Helden nicht mit bunten Wappenschilden und goldenen Ketten schmückt und keine Ehren erteilt, als solche, die ihr auf dem Schlachtfelde erwerbt. Prüft euch deshalb; und wenn ihr uns selbstlos und treu dienen wollt, so will ich den Versuch mit euch wagen!“

„Ihr dürst es!“ — entgegnete Jenkins. „Nehmt mich, wie ich bin, laßt mich bei euch erstarken! Wer gleich euch um seiner Freiheit und seines Glaubens willen das Feuerste verließ, an den mag sich der Schwächere vertrauend lehnen!“

Da sah ihn Raynold fragend an: „Was wißt ihr von meinen Schicksalen, — wer verkündete sie euch?“

„Wer?“ entgegnete Jenkins. „O, ich weiß mehr, als ihr denkt, vielleicht gar mehr, als ihr selber er-



fahren habt!“ Und er begann zu erzählen, wie er als Schauspieler vor einem halben Jahr mit seinen Gefährten auf Malcolmcastle geladen worden sei, um die Verlobung Lady Janes mit Sir Ralph zu verherrlichen. Bei derselben Gelegenheit habe er durch den Mund eines Dieners von der ersten Verlobung der Lady gehört und zugleich erfahren, daß Raynold durch Karl den Zweiten geächtet worden sei.

Die Nachricht war für Raynold eine niederschmetternde! Er hatte gehofft, daß die Treue Janes jede Prüfung überdauern werde und nun wurde ihm diese Entdeckung! Tiefer Schmerz erfüllte ihn; aber Trost gab ihm die Aussage des Schauspielers, daß die Vermählung erst nach der Wiederaufrichtung des Königthums stattfinden sollte, daß Lady Jane ersichtlich nur gezwungen dem finstern Vetter ihre Hand reichen werde. — Freilich durfte Raynold nicht ver-

gessen, als was er in den Augen der Malcolms wie der Glenmores dastand. Schmerz und Grimm erfaßte ihn, die Schem vor dem Kampfe wich plötzlich dem heißen Verlangen, sich mit seinen Feinden zu messen und Vergeltung zu üben für alles Harte, das er von ihnen erfahren hatte.

In solcher Stimmung traf ihn eine Ordonnanz aus dem Hauptquartier, welche dem Obersten den Befehl brachte, mit dem grauen Morgen aufzubrechen und dem Heer der Königlichen in die Flanke zu fallen, während Cromwell selbst sich den Frontangriff vorbehalten hatte. Da erteilte Raynold seinen Hauptleuten die letzten Weisungen, er selbst gönnte sich keine Nachtruhe; als die Trommeln zum Aufbruch wirbelten, war er der erste, und im Eilmarsch führte er seine Schlachtreihen der neuen Walstatt entgegen. (Schluß folgt.)

## Der Freund.

Von

Georg Lang.

**D**er Krieg war aus, und, erfüllt von Glück,  
Ritt fröhlich zur trauten Heimat zurück  
Ein Häuflein schmucker Husaren,  
Die übrig geblieben waren.

Und als sie ritten zum Städtchen hinein,  
Zog ihnen entgegen groß und klein.  
Bald herzte Jeder Verwandte  
Und Freunde im Heimatlande.

Es war und blieb nur einer allein,  
Und traurig brummt in den Bart er hinein:  
„Von allen, die kamen, ist keiner,  
Der mich begrüßte, nicht einer!“

Ich hab' nicht Vater noch Mutter gekannt,  
Mein Freund liegt erschlagen im fremden Land.  
Wer sollte mit frohem Verlangen  
Dahem mich in Liebe empfangen?“

Und traurig kommt er zum engen Thor;  
Doch tritt auch kein Freund dort grüßend hervor;  
Das füllet die Brust ihm mit Grämen,  
Er möcht', so allein, sich fast schämen. —

Doch sieh, wer jetzt mit stürmischer Hast  
Des Husaren fliegenden Mantel erfaßt!  
Wer weckt ihn mit kräftigen Pranken  
Aus seinen betrübten Gedanken?

Und er schauet sich um, und er springet vom Pferd,  
Sein sehnlichster Wunsch, er ist ihm gewährt;  
Und jauchzende Rufe bekunden:  
Er hat einen Freund gefunden.

Wer war doch der Freund, der vor ihm stand?  
Es war sein alter, sein treuer Hund;  
Ihm sagten die frohen Fansaren,  
Daß Husaren gekommen waren.

Und schnell hat den Freund er wieder erkannt,  
Und winselt vor Freude und leckt ihm die Hand,  
Und der Herr erwidert sein Schmeicheln  
Mit freundlichen Worten und Streicheln. —

Dann aber hebt er sich stolz empor:  
„Auch mich hat empfangen ein Freund am Thor,  
Nun kann ich so froh wie die andern  
Ins Städtchen, ins trauliche, wandern!“

Die ergreifende, schöne Ballade geben wir als Probe aus der von uns bereits aufs wärmste empfohlenen Lieder- und Gedicht-Sammlung unseres verehrten Mitarbeiters, welche unter dem Titel: **Haus- und Waldschwalben, Gedichte, der Jugend und ihren Freunden gewidmet** von **Georg Lang**. Mit zwei Holzschnitten nach Zeichnungen von **Alb. Hendschel** bei August Nicol in Wiesbaden erschienen ist.



## Ein Pilgerzug durch Mittelasien.

Von Gerhard Stein.

Mit Zeichnungen nach Angaben des Reisenden

Prof. Dr. Hermann Fambéry.



Wir wollen im Folgenden von einer kühnen und interessanten Wanderung durch das Ursprungsland des Menschengeschlechtes, durch Asien, erzählen. Eine Reise durch den Orient! Vor unserer Seele steigt ein Wunder- und Zauberland empor. Wir denken an die Märchen von „Tausend und eine Nacht“ und sehen im Geiste die bunte Reihe der langbärtigen, gutherzigen oder böseartigen Kalifen, die schönen goldhaarigen und dunkeläugigen Prinzessinnen, welche auf einsamen, unzugänglichen, verzauberten Bergen oder Inseln in geheimnisvollen Schlössern wohnen und von Niesen und Drachen so lange gehütet werden, bis es einem jungen, hochherzigen Prinzen, der auf Abenteuer ausgeht, gelingt, die arme Gefangene zu befreien und als Gattin heimzuführen. Nun erinnern wir uns auch der bösen Hexenmeister, die aus verborgenen Erdentiefen unermessliche Schätze ans Tageslicht fördern, wir gedenken ferner mit angenehmen Gefühlen der menschenfreundlichen Geister und Feen, welche stets im Augenblick der höchsten Not rettende Hilfe bringen, der sprechenden Vögel, die dem neugierigen Fragesteller so weise Antworten zu geben wissen, und zuletzt glauben wir noch die herrlichen Gärten vor uns zu sehen, die durch ihre Pracht das Auge entzücken und die mit ihren goldenen und silbernen Früchten, ihren Springbrunnen, farbenprächtigen Blumen und schattigen Häuschen dem fremden verirrt Wanderer Labung, Erquickung und paradiesischen Aufenthalt gewähren. Wolte nun vielleicht ein gläubiger Schwärmer sich auf den Weg machen, um diese zauberischen Gegenden im Orient aufzusuchen, so könnte er wohl rastlos von einem Ende zum anderen wandern und wandern, er würde sicherlich nie etwas von all den schönen Dingen finden, sein Auge würde nie und nimmer jene lustigen Gesilde erschauen, die uns das Märchen vorgegaukelt hat. Wohl ist der Orient reich an Schönheit, allein seine wirkliche Welt unterscheidet sich gar sehr von der Welt der Sage und des Märchens. Es erzählen uns viele Dichter, daß Asien ein Paradies

sei, der Reisende darf diese Erzählungen nur nicht wörtlich nehmen. Ein äußerst mannigfaltiges Bild bietet dieser große östliche Weltteil; herrliche Gegenden, die wegen ihrer Fruchtbarkeit und Schönheit Herz und Auge entzücken, wechseln ab mit fast endlosen Länderstrecken, auf denen kein Baum, kein Strauch, kein Grashalm wächst, wo kein Tropfen Wasser in der Sonne glizert, kein lebendes Wesen atmet — jenen weiten, furchtbaren, todbringenden Wüsten. Großartige Gegensätze treten in der Bildung des Bodens hervor; hier ausgebreitete Hochländer, Gebirgsketten, deren ewig mit Schnee und Eis bedeckte Gipfel in die blauen Wolken hineinragen, dort weithingestreckte fruchtbare, sumpfige oder wüstenartige Tiefländer. Nicht überall herrscht der oft so schön besungene ewige Frühling auf den Fluren des Orients, vielmehr besitzt der asiatische Erdteil alle klimatischen Zonen und Regionen, von der eisigen Winterkälte der Polargegenden bis zur tropischen, verjüngenden Hitze der äquatorialen Zonen. Seiner Größe und der Verschiedenheit des Bodens und der Klimate entsprechend, besitzt Asien einen überquellenden Reichtum an Erzeugnissen der Natur. Die Tierwelt ist hier in fast allen Arten, in einer Buntheit und Mannigfaltigkeit vertreten, wie auf keinem anderen Weltteile. In Thälern und auf Bergen gedeihen die meisten aller bekannten Pflanzen. Die Gebirge sind reich an allen Metallen, an Gold, Platin, Silber, Kupfer, Eisen, an Edelsteinen und anderen wertvollen Mineralien.

So mannigfaltig wie das Land und seine Produkte, ist auch die menschliche Bevölkerung. Die Völker Asiens, die man in zwei Hauptgruppen scheidet, in die kaukasische und die mongolische Rasse, bilden zahllose, von einander unabhängige und meist sich bekämpfende Stämme und Reiche. Wenngleich Bekenner aller Religionen und Kultusformen in diesem weiten Erdteile leben, so sind doch in manchen Gegenden gewisse Religionen die herrschenden, weil die Mehrzahl ihrer Einwohner diesen Religionen huldigen. In dieser Beziehung wird Asien also eingeteilt in den mohamedanischen Westen, worunter Kleinasien, Syrien, Arabien, Mesopotamien, Iran, Turan und Turkestan verstanden werden, wo überall die Bekenner des Islam in der Mehrheit



sind, und in das heidnische Vorderindien, Inner- und Ost-Asien mit China, Japan, Hinterindien und Tibet, ferner Südostasien in welchen Gegenden Anhänger des Brahmanismus, Buddhismus und anderer heidnischer Kultusformen in überwiegender Anzahl leben.

Kehren wir von dieser allgemeinen Schilderung Asiens zu unserer Aufgabe, nämlich der Erzählung einer Wanderung durch Mittelasien, zurück, so muß vorerst bemerkt werden, daß diese Reise durch Gegenden unternommen worden ist, wo nur Bekenner der mohamedanischen Religion wohnen. Allein da die Abenteuer, welche unser Held, den wir bald vorführen werden, bestand, unverständlich blieben, wenn wir nicht einige Auskünfte über den Charakter, die Denkart und verschiedene Sitten und Gebräuche der Bewohner dieser Gegenden geben würden, so bitten wir unsere jungen Leser, sich noch ein wenig in Geduld zu fassen und diesen nicht uninteressanten Auseinandersetzungen recht aufmerksam zu folgen.

Die Bekenner des Islam, oder wie man sie kürzer nennt, die Mohamedaner glauben, daß ihre Religion die allein echte und wahre sei und daß im Koran, in dem Buche, in welchem die Ansichten Mohameds, des Stifters dieser Religion, niedergelegt sind, alle Quellen des Heils, der Frömmigkeit und Weisheit zu suchen seien. Wenn ein Mohamedaner es so weit gebracht hat, daß er größere Teile aus dem Koran oder gar das ganze Buch auswendig kennt, genießt er nicht nur den Ruf eines gelehrten und frommen Mannes, sondern er wird auch als weiser Mann von groß und gering verehrt. Denn der Koran wird nicht allein als ein heiliges Buch, er wird auch, wie schon bemerkt, als das beste, weiseste Buch von den Gläubigen des Islam angesehen; der Glaube an den Koran ist so groß, daß die Mohamedaner jede andere Schrift, sei es auch über welchen Gegenstand, über welche Wissenschaft immer, als überflüssig erachten, mit Ausnahme derjenigen Schriften, die sich mit dem Inhalte dieses Buches der Bücher beschäftigen. Da nun die Mohamedaner der festen Überzeugung leben, daß ihre Religion die einzig wahre sei, so sind sie auch überzeugt, daß alle Anhänger eines anderen Glaubensbekenntnisses, der ewigen Verdammnis verfallen seien. Sie halten sich darum für verpflichtet, die ganze übrige, wie sie sagen, ungläubige Welt zum Islam zu bekehren oder diejenigen Völker und Menschen, die sich nicht bekehren wollen, mit dem Schwerte zu vernichten. So stehen die Mohamedaner fast aller Welt feindlich gegenüber. Mit tödlichem Haß verfolgen sie jeden Ungläubigen

und versäumen keine Gelegenheit, diese ihre Gefühle offen zu zeigen und, wenn sie sich stark genug fühlen, Andersgläubige grausam zu ermorden. Sie verhalten sich nur dort scheinbar gleichgiltig, wo sie, wie im russischen Asien, in der Türkei, in einem Teile von Persien und in manchen Gegenden Mittel-Asiens, durch stärkere Gewalten gezwungen werden, mit Bekennern anderer Religionen zusammen zu leben und zu verkehren. Wo aber ihr Thun von den europäischen Mächten nicht kontrolliert wird, darf es kein Fremder, am wenigsten ein Europäer wagen, ihr Gebiet zu betreten, sein Tod wäre die unvermeidliche Folge dieser Kühnheit.

Unter solchen Umständen ist es einleuchtend, daß es europäischen Gelehrten nur schwer gelingen konnte, das von diesen fanatischen Mohamedanern bewohnte Gebiet zu durchforschen. Man mußte sich lange Zeit mit den Nachrichten begnügen, die wir von den alten Schriftstellern und einigen arabischen Geographen hatten, und diese Nachrichten waren spärlich genug. Unsere Kenntnis des größten Teiles der alten Welt war darum bis vor kurzem noch recht lückenhaft. Mehrere Forscher, die es vor einigen Jahrzehnten gewagt hatten, die unbekannt Gebiete zu durchstreifen, fanden einen schrecklichen Untergang. Es wäre wohl bei diesen schlimmen Verhältnissen geblieben, wenn sich nicht mutige Männer gefunden hätten, die dasjenige, was sie nicht auf geradem, ehrlichem Wege erlangen konnten, durch List zu erreichen wußten. Ein eigentümlicher religiöser Gebrauch in der mohamedanischen Welt bot die willkommene Gelegenheit, diesen ebenso klugen als kühnen Plan durchzuführen. Der Mohamedaner betrachtet es nämlich als eine höchste religiöse Pflicht, wenigstens einmal im Leben die berühmte Geburtsstadt des Propheten Mohamed, Mekka, das der Islam als die heiligste Stadt auf Erden bezeichnet, zu besuchen. Da nun aber der Orient keine solchen geebneten und gebahnten Wege und keine solchen Fahrgelegenheiten besitzt, wie wir es dank der fortgeschrittenen Civilisation in Europa haben, so sind die Besucher der heiligen Stadt gezwungen, eine langsame Pilgerwanderung von entfernten Orten zurückzulegen. Bei der großen Unsicherheit, die auf den Pilgerstraßen herrscht, — worauf wir späterhin noch zurückkommen werden — und bei der häufig eintretenden Notwendigkeit, Wüsten zu durchziehen, werden solche Pilgerfahrten nur in Gesellschaft vieler Teilnehmer — einer Karawane — unternommen. Das für Reisen im Orient geeignetste Tier ist bekanntlich das Kamel, allein in manchen Gegenden werden auch statt der Kamele — Esel benutzt. So



wird oft ein Weg von hunderten von Meilen teils reitend, größtenteils aber zu Fuß zurückgelegt.

Von den entferntesten Punkten, weit in Inner- und Ostasien strömen also alljährlich zahllose Pilger in die heilige Stadt. Hat ein Mohamedaner nur einmal Mekka besucht, so gilt er als ein geweihter Mann, der sicher der ewigen Seligkeit teilhaftig werden wird. Einem so frommen Manne wird dann auch ein besonderer Titel beigelegt: „Hadschi“ d. h. Pilger, der in Mekka war, und dessen Frömmigkeit nunmehr so groß ist, daß sein Segen ganz besondere Kraft und Wirksamkeit besitzt.

Allein außer der heiligen Stadt Mekka giebt es in der mohamedanischen Welt noch viele Orte, nach welchen die Frommen pilgern, namentlich nach Städten, wo sich Gräber von Männern befinden, welche im Rufe außerordentlicher Heiligkeit standen. Selbst China und Indien haben solche heilige Gräber aufzuweisen, und besonders fromme Muselmänner legen das Gelübde ab, das Grab irgend eines recht entfernt in Frieden schlummernden Heiligen zu besuchen. Solche fromme Pilgerfahrten wurden nun von europäischen Forschern als gute Gelegenheiten benutzt, um unser Wissen von Land und Leuten zu ergänzen. Als mohamedanische Pilger verkleidet, ausgerüstet mit der genauesten Kenntnis des Koran und der religiösen Vorschriften des Islam, und vollkommen mächtig der orientalischen Sprachen, gelang es ihnen, weite Wanderungen durch bisher unbekannte Gebiete zurückzulegen. Wie gefahrdrohend sich ein solches Unternehmen für einen Europäer stellt, ist kaum zu beschreiben, genügt ja doch der geringste Verdacht seitens eines Pilgergefährten, daß dieser scheinbar fromme Mann ein europäischer Ungläubiger sei, um den sofortigen Tod des Kühnen zur Folge zu haben.

Und eine derartige in ihren Einzelheiten oft aufregende, im ganzen sehr interessante Pilgerreise wollen wir hier erzählen. Unser Held, der mutige Wanderer durch das mohamedanische Mittelasien, war der in Pest, der Hauptstadt Ungarns, lebende Gelehrte, Professor Hermann Vambéry.

Es bedurfte jahrelanger Studien, ehe Vambéry Kraft und Fähigkeit genug in sich fühlte, seine weite gefahrvolle Reise zu unternehmen. Um gründliche Kenntnisse in den orientalischen Sprachen, Sitten und Gebräuchen zu erwerben, begab er sich vorerst nach Konstantinopel, wo er mehrere Jahre in türkischen Häusern lebte und häufig islamitische Schulen und Bibliotheken besuchte. Er eignete sich bald das nötige Wissen in allen diesen Dingen an und zwar mit solcher Gründlichkeit, daß man ihn von einem echten Türken fast nicht mehr unterscheiden konnte.

Dem nur sein Aussehen entsprach nicht dem eines gebornen Orientalen. Vambéry, damals dreißig Jahre alt, war ein schlank gewachsener Mann mit einem sehr intelligenten, klugen Gesichte, das von einem längeren dunkeln Bart umrahmt wurde. Seine Gesichtsfarbe war aber damals so weiß und hell, daß sie auffallend abstach gegen die dunkle, gelbliche Hautfarbe der echten Türken, so daß diejenigen Mohamedaner, welche Vambéry für einen Glaubensgenossen hielten, es nicht begreifen konnten, warum gerade dieser Efendi, d. h. adeliger Herr, als welcher er galt, von der bräunenden Sonne des Südens verschont geblieben war.

Es war im Jahre 1862, als sich Vambéry entschloß, die lange vorbereitete Wanderung endlich anzutreten. Mit einem türkischen Pässe, den er sich in Konstantinopel zu verschaffen gewußt hatte, versehen, ging er bereits in der Maske eines Mohamedaners zunächst nach Teheran, der Hauptstadt Persiens, die ihm als Ausgangspunkt der Pilgerreise dienen sollte. Der Paß, welcher ihm späterhin von großem Nutzen war, lautete auf den Namen Reschid Efendi. Ferner besaß Vambéry gute Empfehlungen von angesehenen Männern in Konstantinopel an die türkische Gesandtschaft in Teheran und weitere Empfehlungen der ungarischen Akademie der Wissenschaften an die in Teheran residierenden Gesandten der europäischen Mächte. In der Hauptstadt Persiens fand also unser Forscher eine sehr freundliche Aufnahme, ganz besonders aber war ihm der türkische Gesandte gewogen, der, obgleich wissend, daß Reschid Efendi niemand anders, als Herr Dr. Hermann Vambéry sei, diesen in der Ausführung seines Planes in jeder Hinsicht förderte und unterstützte. Natürlich blieb es zwischen dem Gesandten, der selbst ein Mohamedaner war, und dem Gelehrten Geheimnis, daß letzterer nicht dem Islam angehöre, und dieses Geheimnis wurde so gut gewahrt, daß selbst niemand vom Gesandtschaftspersonal die Herkunft des Fremden erfuhr.

In Teheran galt es zunächst sich mit einer Karawane zu verbinden, welche den Weg nach Mittelasien einzuschlagen beabsichtigte. Dr. Vambéry mußte sich aber einige Wochen gedulden, ehe sich eine solche Gesellschaft fand. Er benützte die freie Zeit, um mit den von Mekka fortwährend zuströmenden Pilgern zu sprechen und sich bei ihnen zu erkundigen, wie die Verhältnisse in den Gegenden beschaffen seien, die er zu durchwandern gedachte. Da er sein Quartier in dem Hause der türkischen Gesandtschaft hatte und die meisten Pilger, die ohne Geldmittel waren, sich um Unterstützung an die Gesandtschaft wandten, wurde Dr. Vambéry, der



ja als Reschid Efendi galt, wegen seines liebenswürdigen Benehmens bald so bekannt, daß die Pilger ihr Ansuchen direkt an ihn richteten und ihn baten, bei dem Gesandten Fürsprache einzulegen.

Eines Tages, es war am Morgen des 20. März 1862, traten auch vier Hadjschis, — mit dieser Bezeichnung wollen wir von nun an von den Pilgern reden — bei ihm ein und brachten eine Klage gegen die persische Regierung vor, mit der Bitte, den türkischen Gesandten zu veranlassen, Abhilfe gegen eine für die Hadjschis unbequeme Einrichtung in Persien zu schaffen. Da sie keinerlei Geldunterstützung verlangten, fielen sie unserem Forscher besonders auf. „Ich sah fest in die wilden Züge meiner Gäste“ erzählt Bambergy in seinem interessanten Buche „Reisen in Mittelasien“ (Leipzig Brockhaus), welchem wir die folgenden Mitteilungen verdanken, „und muß offen gestehen, daß ich trotz ihrer Verwilderung, trotz ihres armseligen Anzugs in ihnen etwas Edles entdeckte und vom ersten Augenblick an eine geheime Neigung zu ihnen fühlte.“ — Ganz besonders gefiel ihm der Wortführer der Deputation, ein alter, sehr wild aussehender Hadjschi, mit feurigen dunkeln, von Lebhaftigkeit sprühenden Augen und einem ungeheuren weißen Turban auf dem Kopfe, der diesem Manne mit dem zerrissenen Anzug ein seltsam phantastisches Aussehen verlieh. Aber trotz der scheinbaren Wildheit leuchtete bei unserer Beobachtung große Herzengüte und Ehrlichkeit aus dem von der orientalischen Sonne stark gebräunten Antlitz. Der Alte, er nannte sich Hadjschi Bilal, war bereits zweimal in Mekka gewesen und war also ein „doppelter Hadjschi“, — stellte sich unserem Forscher als Hofprieester des Gouverneurs einer chinesisch-tartarischen Provinz vor. Bilal hatte also bereits viermal den ungeheuren Weg zwischen China und Arabien (Mekka) zurückgelegt. Das schien Bambergy der richtige Mann zu sein, in dessen Gesellschaft die gefährliche Reise unternommen werden durfte. Hadjschi Bilal war nämlich, wie er erzählte, der Anführer einer aus 24 Mann bestehenden Pilgerkarawane, zusammengesetzt aus alten und jungen Männern, Reichem und Unbemittelten, frommen Gelehrten und Laien, die alle nach seiner Versicherung in bester Eintracht lebten.

Nachdem Dr. Bambergy mit dem alten Priester eine Stunde geplaudert, eröffnete er ihm mit kurzen Worten, daß er in Gesellschaft der Karawane die weite Wanderung mitmachen wolle. Die Hadjschis waren über diese unvermutete Eröffnung im höchsten Grade erstaunt und fragten den Forscher, was ihn zu einem solch gewagten und unbegreiflichen Unter-

nehmen veranlasse. Dr. Bambergy durfte ihnen keinesfalls erzählen, daß ihn nur ein wissenschaftliches Interesse nach Mittelasien treibe, das wäre jedem Mohamedaner, der im Koran den Inbegriff aller Wissenschaft sieht, vollständig unbegreiflich gewesen und würde nur Verdacht erweckt haben. Er sagte also, daß er schon lange von dem stillen und heißen Wunsche durchdrungen sei, Mittelasien, das weit und breit berühmt ist als das Land, wo die wahren Frommen und Heiligen des Islam wohnen, durch eigene Anschauung kennen zu lernen. Diesen Wunsch fanden die frommen Hadjschis ganz begreiflich, und sie gaben ihre Freude darüber zu erkennen, daß sie seiner Freundschaft und seines Vertrauens gewürdigt würden. „Wir sind alle bereit, nicht nur deine Freunde, sondern auch deine Diener zu werden“ — sagte der Wortführer, der alte Hadjschi Bilal — „nur müssen wir dich darauf aufmerksam machen, daß unsere Wege nicht die Bequemlichkeit, nicht die Sicherheit haben, wie die in Persien und der Türkei. Auf unserer Route giebt es oft wochenlang kein Haus, kein Brot, ja keinen Tropfen Trinkwasser, und dazu kommt noch die Furcht, totgeschlagen, gefangen und verkauft oder von den Sandstürmen begraben zu werden. Überlege deine Schritte wohl, Efendi (Herr), du könntest sonst zu spät bereuen, und wir wollen durchaus nicht als Urheber deines Unglücks angeklagt werden. Besonders darfst du nicht vergessen, daß unsere Landsleute daheim in Erfahrung und Weltkenntnis weit hinter uns zurückstehen und darum trotz aller Gastfreundschaft den Fremden aus der Ferne immer mit mißtrauischen Blicken ansehen. Und wie wirst du denn die große Rückreise allein ohne uns machen können?“ — Dr. Bambergy ließ sich von diesen aus dem Herzen kommenden warmen Worten nicht in seinem Entschlusse erschüttern. Er gab den Hadjschis seinen festen Willen kund und beruhigte sie in Betreff des weiteren Verlaufes seiner Rückreise. Nun mußte er sich von allen anwesenden, nicht ganz reinlich aussehenden Zukunftsgefährten umarmen und küssen lassen, es wurde noch ein brüderlicher Handschlag getauscht, und die frommen Mohamedaner begaben sich in ihr Quartier zurück.

Es bedurfte noch verschiedener Vorbereitungen seitens unseres Gelehrten, ehe er die Reise antreten konnte. Diese Vorbereitungen aber unterschieden sich gar sehr von denen, die zum Beispiel zu einer Reise nach Afrika gemacht werden. Ein Afrikaforscher nimmt, wie unsere jungen Leser ja wissen, eine bedeutende Menge Gepäck mit auf den Weg. Er braucht eine größere Anzahl Instrumente zur Beobachtung der



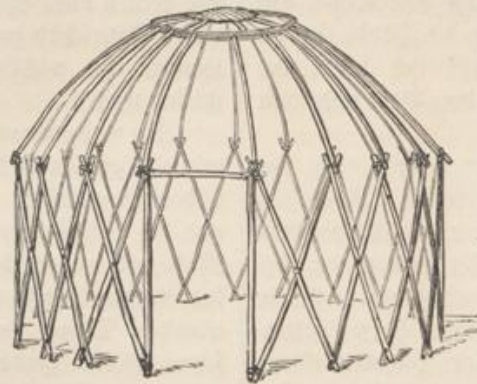
Erscheinungen am Himmel, in der Luft und auf der Erde, viele Ballen Waren die zu Geschenken an Häuptlinge und zum Eintausch gegen Lebensmittel dienen, sehr viele Waffen und Munition und schließlich eine Armee von Trägern, die das bedeutende Gepäck zu transportieren hat. Vor allem aber bedarf er reichlicher und guter Kleidung, welche durch ihre Festigkeit die Strapazen des Marsches überstehen und durch ihr hübsches Aussehen den Trägern und den Häuptlingen Respekt vor dem Manne einflößen soll. Zu einer Reise nach Mittelasien konnte nichts von allen diesen schönen Dingen mitgenommen werden. Zunächst war es erforderlich, sich gegen die künftigen Beschwerden etwas abzuhärten. Nun müssen wir aber gleich bemerken, daß Professor Bambergy das Unglück hat, ein lahmes Bein zu besitzen, und daß ein längerer Marsch ihn daher stärker ermüden mußte, als einen völlig gesunden Reisenden. Schon aus diesem Grunde war sein Unternehmen — wie wir ja auch im Verlaufe sehen werden — überreich an Mühsal und von unerhörter Bagdalsigkeit. Er bereitete sich also auf seine Reise vor, indem er sein bequemes Lager mit einem sehr harten vertauschte, sich des Nachts der kühlen Luft aussetzte und viele anstrengende Streifzüge in die Umgegend Teherans unternahm. Die Zurüstungen zur Reise selbst waren folgende:

den Kopf ganz kahl rasieren, vertauschte dann sein hübsches und bequemes türkisches Gewand gegen einen recht alten, zerrissenen, mittelasiatischen Anzug — und war, nachdem er noch wenig Geld zu sich gesteckt hatte, mit allen Reisevorbereitungen fix und fertig. Instrumente und Waffen durfte er natürlich

nicht mit sich führen, seine Habe bestand im Verlaufe der ganzen Reise vielmehr nur aus einem Sack, in welchem einige orientalische Werke und seine Notizen aufbewahrt blieben, und einigen Schläuchen, die Wasser und Nahrungsmittel enthielten. So verwandelte sich der gelehrte Europäer Dr. Hermann Bambergy in einen einfältigen orientalischen Hadjschi Reschid, der fast nichts besaß, als sein nacktes Leben.

Vor der Abreise war es noch notwendig, daß unser Forscher die übrigen ihm bisher unbekanntem Gefährten kennen lerne, damit gemeinsam der einzuschlagende Weg beraten werde. Von zwei Straßen, die beide gefährlich waren, mußte eine gewählt werden. Es galt nämlich die große turkmanische Wüste zu durchziehen, die von nomadisieren-

den Turkmanen unsicher gemacht wurde. Man mußte also die Wahl treffen, zwischen welchen Stämmen man sich durchwagen wolle. Da aber alle diese Wüstennomaden räuberische und blutgierige Banditen sind, so mußte in Erwägung gezogen werden, welche Stämme auf den frommen Charakter der Hadjschis die meiste Rücksicht nehmen dürften, um diese möglichst unbe-



Selt in Mittelasien. (Zegt hierzu Seite 18.)

Dr. Bambergy ließ sich nach asiatischer Sitte



hellig zu lassen. — Dr. Bambergy suchte die Gefährten auf, die ihn alle lebhaft begrüßten und — nach orientalischer Sitte — als Bruder küßten. Nun wurde gemeinsam beschlossen, den Weg durch die Gebiete der Somuts, die große Wüste, Chiwa und Buchara zu wählen. Zur Besiegelung des Entschlusses stimmte Hadschi Bilal den Segen an; während er sprach, hielten alle die Hände in die Höhe, und als er endete, griff sich jeder, der orientalischen Sitte gemäß, nach dem Bart und sagte laut das Amen.

Endlich waren alle Vorbereitungen und Zurüstungen zur großen Reise getroffen. Noch einmal versuchte der liebenswürdige und gastfreundliche türkische Gesandte unseren Forscher zu bewegen, seinen kühnen Plan doch noch aufzugeben. Allein Dr. Bambergy blieb beharrlich seinem Vorsatz getreu, und nachdem drei Tage seit seiner Zusammenkunft mit den Gefährten verfloßen waren, befand er sich bereits auf dem Marsche in das Land der Gefahren.

Wir haben schon erzählt, von welcher Beschaffenheit die Kleidung war, die Bambergy als mohamedanischer Pilger gewählt hatte. Er dachte nun, daß er in seinem schadhastigen Gewande unter allen Gefährten am unansehnlichsten aussehen werde, und war darum, nachdem er sich mit ihnen am Thore Teherans vereinigt, nicht wenig über das Bild erstaunt, das ihm die Hadschis jetzt darboten. Die Kleidung dieser frommen Mohamedaner sah schon in Teheran so schmutzig und schäbig aus, daß man Ärgeres kaum mehr erwarten konnte; da erkannte aber der an Reinlichkeit gewöhnte Europäer, daß die Hadschis in der Hauptstadt Persiens eigentlich ihr bestes Festgewand getragen hatten und, um dieses zu schonen, jetzt von allen das Reisekleid angelegt worden war. Dieses bestand aus alten Lappen und Fetzen, die um die Lenden mit einem Strick befestigt waren. Dr. Bambergy sah in seinem schlechten Anzug wie ein König unter Bettlern aus, was ihm schon aus dem Grunde unangenehm war, weil er dadurch den Fremden gleich auffiel.

Die Karawane schlug den Weg über die elburische Gebirgskette ein. Als nach einer halbstündigen Wanderung Dr. Bambergy einen Augenblick still stand und, den Kopf nach rückwärts wendend, sein Auge über das noch vor ihm liegende Teheran schweifen ließ, bemächtigte sich eine stille Wehmut seines Herzens: er nahm ja jetzt Abschied von der civilisierten Welt, von seinen Freunden, — wer konnte wissen, ob er je wiederkehren würde! Ein gutmütiger Hadschi, der die Niedergeschlagenheit seines Gefährten Bambergy-Reschid bemerkte, tröstete ihn mit den Worten: „Nur

Mut, Reschid; Gott helfe uns nur, daß wir bald aus dem Lande der schiitischen Ketzer herauskommen, damit wir unter den sunnitischen Turkmanen, unseren Stammes- und Glaubensgenossen recht gemüthlich leben können.“ Dieser Trost dürfte unseren lieben jungen Lesern wohl etwas unverständlich sein, und wir beeilen uns, ihn zu erklären, weil der hier berührte Unterschied zwischen sunnitischen und schiitischen Leuten, eine wichtige Rolle in unserer Erzählung spielen wird.

Die mohamedanische Religion spaltet sich nämlich wie alle großen Religionen in mehrere Sekten; die beiden Hauptsekten jedoch bilden der Sunnismus und der Schiitismus. Sunniten heißen diejenigen Mohamedaner, welche sich streng an die Überlieferung des Koran halten und in diesem die Quelle aller irdischen Dinge, der Gerechtigkeit und Weisheit sehen. Ferner glauben die Sunniten, daß der rechtmäßige von Gott geweihte Nachfolger des Propheten Mohamed sein Schwiegervater Abubekr und wieder dessen Nachfolger die Kalifen Omar und Othman seien. — Die Schiiten hingegen huldigen einer weit freieren Auffassung des Koran und glauben, daß dieser noch ergänzt, erklärt und gedeutet werden dürfe. Ferner wollen sie nicht den Schwiegervater des Propheten als Nachfolger anerkennen, sondern vielmehr dessen Schwiegersohn Ali, dem sie göttliche Eigenschaften beilegen. Der wichtigste Unterschied besteht eigentlich darin, daß die Sunniten, die in der Mehrzahl und zwar in der ganzen Türkei und im ganzen mohamedanischen Asien mit Ausnahme Persiens verbreitet sind, eine andere Königsdynastie haben, als die nur in Persien wohnenden Schiiten. Beide Dynastien aber erklären von dem wahren göttlichen Nachfolger Mohameds abzustammen, und so kommt es, daß die eine Dynastie den Begründer der anderen für unecht und unwürdig erklärt. Diese Meinungsverschiedenheit gab Veranlassung zu jahrhundertelangen verwüstenden Kriegen, die wohl fortdauern werden, so lange es Schiiten und Sunniten geben wird. Die Kriege werden zwar nicht mehr in großem Maßstabe geführt, aber sie setzen sich fort in kleineren Raubzügen, welche die benachbarten Angehörigen verschiedener Sekten von Zeit zu Zeit gegen einander unternehmen. Ganz besonders aber haben die Perser als Schiiten von den sunnitischen turkmanischen Nachbarn zu leiden. Ein Haufen wilder Turkmanen überfällt oft eine persische Stadt, beraubt die Einwohner um ihr Hab und Gut und schleppt sie in ihre Zelte, um die armen Perser entweder als Sklaven zu verkaufen oder sie nur gegen ein hohes Lösegeld freizulassen.



Die fanatischen sunnitischen Turkmanen halten sogar diese barbarische und räuberische Handlungsweise gegen ihre schiitischen Glaubensgenossen für ein gutes und gottgefälliges Werk.

Der europäische Pilger ließ sich von dem orientalischen Hadjschi so gut es ging trösten, und nun nahm die Wanderung vorerst einen ungestörten Verlauf. Bei Tage war es ziemlich warm, in den Morgenstunden aber froh es sehr stark, und Bambéry hatte in seiner dünnen Kleidung von der Kälte sehr viel zu leiden. Im übrigen machte er sich die Hadjschis sehr bald zu guten Freunden, indem er laut in ihr Gebet und in ihr „Allah! Allah!“ einstimmte. Bald hieß es: „Hadjschi Reschid ist ein sehr frommer Mann!“, was nicht wenig zur Erhöhung der freundschaftlichen Gefühle beitrug, welche die Hadjschis ohnehin für ihn hegten.

Langsam ging es weiter in nordöstlicher Richtung dem großen am kaspischen Meere gelegenen Dorfe Karatepe zu.\*) Hier war man bereits von der bevorstehenden Ankunft der Hadjschi-Karawane unterrichtet, und man wußte sogar, daß sich unter den frommen Männern ein Efendi befinde, dem der türkische Gesandte besondere Aufmerksamkeit erweisen hatte. Als nun die Gesellschaft das Gebiet von Karatepe überschritt, trat den Reisenden ein angesehenener Einwohner des Dorfes, namens Nur-Allah, entgegen und lud mit höflichen Worten den Hadjschi Reschid (Bambéry) ein, die Gastfreundschaft seines Hauses anzunehmen. Unserem Forscher war diese Liebenswürdigkeit rätselhaft und unangenehm zugleich, er durfte aber die Einladung nicht ausschlagen, weil das nach Anschauung der Orientalen eine große Beleidigung gewesen wäre.

Kaum hatte er die Wohnung seines Gastfreundes betreten, als sich das Zimmer mit Besuchern füllte, die ringsum an den Wänden Platz nahmen und den Fremden mit großen, ernsten Blicken begafften. Nachdem die genaue Musterung beendet war, fingen sie an, ohne Rücksicht auf den anwesenden Reisenden zu nehmen, ganz laut ihre Bemerkungen zu machen. „Ein Derwisch (frommer Pilger, der sein Leben dem Himmel geweiht hat) ist er nicht“ sprachen sie durcheinander „die Armut seiner Kleider sticht zu grell ab gegen seine Züge und sein weißes Gesicht. Wie uns die Hadjschis sagten, ist er ein Anverwandter des Gesandten in Teheran, und Allah weiß, was ein Mensch von so hoher Abkunft unter den

Turkmanen in Chiwa und Bochara sucht.“ Zum erstenmale wurde ihm ins Gesicht der Verdacht ausgesprochen, daß seine Frömmigkeit sehr zweifelhaft erscheine. Unser Forscher, dem es bei diesen Reden recht unheimlich zu Mute war, that, als wenn er an der unverschämten Unterhaltung gar keinen Anteil nähme, und saß wie ein echter Orientale ganz regungslos, scheinbar in tiefe Betrachtungen versunken. Er war innerlich froh, daß man ihn wenigstens für einen echten Türken hielt und an den Europäer gar nicht dachte. Auch als Hadjschi Bilal, der gleichfalls anwesend war, die Versicherung gab, Reschid Efendi sei ein Beamter des Sultans und habe das Gelübde abgelegt, die heiligen Gräber zu besuchen, schüttelten viele die Köpfe. Aber nach der Rede Bilals durften sie nichts mehr erwidern, weil ein Mohamedaner nicht zweifeln darf, wenn er von frommen Dingen hört. Trotzdem sie vom Gegenteile überzeugt zu sein schienen, mußten sie doch thun, als wenn sie dieses fromme Gelübde bewunderten.

Erst nach zwei langwährenden Stunden entfernten sich die lästigen Besucher. Bambéry hatte schon die Absicht, sich zur Ruhe zu legen, als abermals ein Fremder eintrat, der, dem Forscher sich vertraulich nähernd, ihm die Mitteilung machte, daß er schon sehr oft den Weg nach Chiwa und Bochara zurückgelegt habe. Da er, der Fremde, auch diesmal und zwar mit der Karawane sich nach Chiwa begeben wolle, so hoffe er, daß sie gute Freunde werden würden. Der Besucher, der seine Worte stets mit einem schlaun Blinzeln begleitete, hieß, wie Bambéry später erfuhr, Emir Mohamed und war ein ganz nichtswürdiges Subjekt. Dieser Mann brachte auf unseren Gelehrten sogleich einen unangenehmen Eindruck hervor, und ihm hatte es auch Bambéry — wie wir später sehen werden — zu verdanken, daß er mehrmals in große Gefahr geriet. Endlich verließ auch dieser letzte Fremde das Zimmer, und der von der langen Wanderung ermüdete Mann konnte sich nun ungestört zur Ruhe begeben.

Am nächsten Morgen galt es Vorbereitungen zur Überschiffung nach der turkmanischen Küste zu treffen. Der Eigentümer eines Schiffes, ein Afghane, erklärte auch, die ganze Hadjschikarawane gegen eine kleine Entschädigung aufnehmen zu wollen, allein als es zur Abfahrt ging, wollte der Schiffer wohl alle Hadjschis mitnehmen, weigerte sich aber mit Entschiedenheit, Bambéry das Boot betreten zu lassen. Die Hadjschis erklärten nun, das Schiff nicht benutzen zu wollen, wenn der Gefährte zurückbleiben

\*) Unsere jungen Leser mögen die Reise auf der Landkarte verfolgen, die Erzählung wird ihnen dann umso höheren Genuß gewähren.



müßte, und es entspann sich ein heftiger Streit zwischen den Pilgern und dem Schiffseigentümer, der dem armen Fremden gehässige Blicke zuwarf. Bambéry wagte es gar nicht, sich in den Wortkampf zu mischen, das Herz schnürte sich ihm zusammen vor Furcht, als ein Ungläubiger erkannt zu werden. Der dahin zielende Verdacht, war bereits wirklich vorhanden. Der oben erwähnte Afghane Emir Mohamed war es nämlich, welcher dem Schiffer mittheilte, Hadschi Reschid scheinbar gar kein Muselman, sondern ein Fremder (Frank, Europäer) zu sein. Natürlich nahmen die Hadschis ihren Gefährten energisch in Schutz, doch obgleich der Schiffer hierdurch einigermaßen in seinem Verdachte wankend gemacht wurde, beharrte er trotzdem bei seiner Weigerung. Glücklicherweise jedoch fand sich auf Zureden des Dorfobershauptes Nur-Ullah ein anderer Schiffer, ein junger Turkman, der sich bereit erklärte, auch den Hadschi Reschid mitzunehmen, und so konnte endlich die Fahrt ungehindert vor sich gehen. Diese Bereitwilligkeit des Turkmanen hatte aber auch wieder ihren eigenen Grund. Unter den verschiedenen Gerüchten, die über den verdächtigen Hadschi in Umlauf waren, hatte auch die Meinung Verbreitung gefunden, daß Bambéry-Reschid ein politischer Abgesandter des türkischen Sultans sei und hier in der Maske eines Hadschi reise, um allerlei auszuforschen und dem Sultan zu berichten. Zu derselben Zeit suchte gerade die russische Regierung in Turkmanien noch mehr Boden zu gewinnen, als sie bis dahin schon hatte. Die letzte Station der russischen Besitzungen war Aschura (Gschref) am Kaspiischen Meer, ein Punkt, den das kleine Schiff, wie wir noch erzählen werden, passieren mußte. Da nun der russische Einfluß sich noch einige Stationen weiter über jene letzte Besitzung hinaus erstreckte und die Mohamedaner sich die Macht der Ungläubigen — denn das waren doch die Russen in ihren Augen — nur sehr widerwillig gefallen ließen, so glaubten sie, daß der türkische Sultan ihnen zu Liebe die Russen verdrängen wolle und daß er vielleicht gar diesen verdächtigen Reschid Esendi abgeschickt habe, um den Stand dieser Dinge kennen zu lernen. Diese Meinung über Bambéry war jedenfalls weit günstiger für ihn, als wenn man ihn für einen Europäer gehalten hätte. Er machte also gar keinen Versuch, den Leuten eine andere Ansicht beizubringen, und indem er weder widersprach noch bestätigte, erschien er seinen Gastfreunden nur um so geheimnisvoller, was bei dem Charakter der mohamedanischen Orientalen für ihn nur von Vorteil war.

Die Fahrt auf dem Kaspiischen Meer verlief nicht sehr angenehm. Das Schiff war sehr klein, und die Passagiere saßen so gedrängt neben einander, daß sich keiner regen konnte. Am Tage war es noch erträglich, aber des Nachts schliefen die meisten vor Müdigkeit ein und bogen sich dabei zur Seite, so daß unser Forscher oft die Last von zwei Personen zu tragen hatte, wenn die Nachbarn zufällig auf seine Schultern fielen. Wecken durfte er trotz dieser Belästigung die Schlafenden nicht, da der Koran die Störung des Schlafs als eine Sünde bezeichnet.

Nach ungefähr vierundzwanzigstündiger See- reise langte das Schiff bei Aschura an. Hier hatte unser Forscher wieder eine Gefahr zu überstehen. Bei Aschura kreuzen nämlich einige russische Kriegsdampfer, die alle Schiffe welche diese Station passieren, genau untersuchen, ob sich nicht Sklaven oder sonstiges geraubtes Gut darauf befänden. Auch das mit den Hadschis beladene Schiff mußte sich einer Visitation unterwerfen, und bei dieser Gelegenheit fiel es einem der russischen Offiziere auf, daß ein Hadschi, nämlich Bambéry, eine so außergewöhnlich helle Haut habe. Der Russe faßte den seltsamen Pilger scharf ins Auge und betrachtete ihn eine Zeit lang mit verwundertem Stillschweigen. Bambéry bemerkte sogleich, daß er Gegenstand der Aufmerksamkeit seitens des fremden Offiziers sei. Ihm pochte das Herz im Leibe vor Aufregung, er hätte den Offizier bitten mögen, sich von ihm abzuwenden und weiter seine Pflicht zu thun; aber er durfte durch keine Bewegung seine Angst verraten, und so saß er denn gebeugten Hauptes da, als wenn er schlief, und wartete der Dinge, die da kommen würden. Nun — o Schrecken! — wandte sich der Russe, — aber zum Glück mit russischen Worten, — an einen zweiten Offizier, welcher jetzt gleichfalls einen prüfenden Blick auf Bambéry warf und schweigend die Achseln zuckte. Endlich verließen beide das Schiff, die Untersuchung war beendet, und unser Forscher atmete tief auf, als wäre er von einem Alpdruck befreit. Sogleich setzte auch der Schiffer das Ruder an; schnell flog der Kahn dahin zur turkmanischen Küste und bald ankerte das Schiff vor der turkmanischen Station am Kaspiischen Meere, Gömüschtepe.

Die Stadt Gömüschtepe bot dem Europäer einen seltsamen Anblick dar. In der Ferne sah es aus, als wenn hunderte von Bienenkörben von bedeutender Größe, dicht neben einander stünden. Beim Näherkommen erwiesen sich diese vermeintlichen Körbe jedoch als große Zelte, die statt Häusern als Wohnungen dienten. Diese Zelte sprachen deutlich



genug für den nomadischen Charakter der Turkmanen, welche die Mühe des Häuserbaues als überflüssig erachten, weil sie, feste Wohnsitze verschmähend, jeden Augenblick bereit sind, ihre Zelte abzubrechen und sich auf einem anderen Punkte anzusiedeln. Auch in Gömüschtepe war man von der Ankunft der Karawane zuvor benachrichtigt worden. Eine Menge Volkes erwartete die Reisenden am Ufer und wünschte von den frommen Pilgern gesegnet zu werden. Der Eigentümer des Schiffes sprang vor allen anderen zuerst ans Land und unterrichtete rasch das

sich wenigstens in etwas an der Pilgerfahrt nach der heiligen Stadt zu beteiligen, wenn sie einen Hadschi, auf dessen Kleidern noch der Staub Mekkas liegt, umarmen und beherbergen, so entstand ein großer Wettstreit zwischen den Einwohnern darüber, wem das Glück werden sollte, einem Hadschi Gastfreundschaft zu bieten. Endlich gelang es Chandschan, Ordnung zu schaffen und die Reisenden unter ihre Gastgeber zu verteilen, worauf er sich mit seinen eigenen Gästen, nämlich Bambery und Hadschi Bilal nach seinem Zelte begab. Bevor die Fremden eintraten, mußten



Empfang bei turkmanischen Häuptlingen.

Oberhaupt von Gömüschtepe, Chandschan, darüber, daß er mit den Hadschis auch den geheimnisvollen Reschid bringe. Chandschan eilte an das Ufer und kam gerade dorthin, als Bambery aus dem Schiffe stieg. Das würdige Oberhaupt der turkmanischen Stadt, ein freundlicher Mann von etwa 40 Jahren, streckte unserem Fremden die Hände entgegen, beide Männer begrüßten sich herzlich, und unser Gelehrter erhielt sogar die feierliche Einladung, Wohnung im Zelte seines neuen Freundes zu nehmen.

Für die Bewohner von Gömüschtepe war die Ankunft so vieler Hadschis ein großes Ereignis. Die turkmanischen Nomaden haben nur selten Gelegenheit, nach Mekka zu pilgern, weil sie begründete Furcht haben, das schiitische persische Gebiet zu durchziehen. Da nun die frommen Mohamedaner glauben,

sie von ihrer neuen Wohnung nach orientalischer Sitte durch eine besondere Ceremonie Besitz ergreifen: das Zelt wurde von den Gästen zweimal umgangen, wobei sie nach allen vier Ecken hinspuckten. Dann traten sie in das Innere ein und wurden sogleich von einer solchen Menge einheimischer Besucher mit Fragen und Reden bestürmt, daß selbst der geduldige Hadschi Bilal die Ruhe verlor und die Zudringlichen bat, wenigstens heute den Raum zu verlassen.

Als die beiden Wanderer am nächsten Morgen nach einem langen, gesunden Schläfe erfrischt aufstanden, forderte Hadschi Bilal unseren Gelehrten zu einem Spaziergange auf und gab ihm am Wege, wo sie unbelauscht waren, folgenden Rat: „Du wirst schon bemerkt haben,“ sagte der gute Bilal,



„daß nicht nur ich, sondern alle meine Genossen, jung und alt, unter die Leute Fatiha (Segen) austheilen; auch du mußt dich nun dazu anschicken. Ich weiß, in der Türkei ist es nicht Sitte, aber hier werden es die Leute fordern, und es wird sie sehr befremden, daß du dich für einen Derwisch (wie gesagt, ein frommer, gottgeweihter Mann, eine Art mohamedanischer Mönch) ausgiebst, ohne die Derwischrolle vollkommen zu spielen. Die Segensformel kennst du ja; schneide ein frommes Gesicht, teile Fatiha (Segen) aus, auch Refes (so heißt man

ihrem Wirte Chandschan die Kunde, daß sie vor zwei Wochen Gümüştepe nicht verlassen könnten, weil während dieser Zeit keine größere Karawane nach Chiwa abgehen würde. Dem Gelehrten war dieser Aufenthalt nicht unwillkommen, er erhielt dadurch Gelegenheit, Sprache und Sitten der turkmanischen Nomaden etwas genauer kennen zu lernen. In den ersten Tagen besuchte er mit seinem Gastfreunde oder mit Hadjschi Bilal viele Zelte, wo er Segen austeilte oder durch Anhauchen nach orientalischer Art kurierte, wofür er gewöhnlich mit einem



Abenteurer mit einem wilden Eber.

den Hauch eines heiligen Mannes, der Segen bringt und Kranke heilt) kannst du geben, wenn du zu Kranken gerufen wirst, und vergiß nur ja nicht deine Hand gleich auszustrecken (um Belohnung zu empfangen), denn die Leute wissen, daß wir Derwische von derartigem frommen Handwerk leben, und sind auch stets zu einem kleinen Geschenk bereit.“ Bilal entschuldigte sich darauf, daß er diesen Rat gebe, und meinte, es geschehe nur zum Vortheil und zur persönlichen Sicherheit seines lieben Reschid. Ferner erzählte er ihm, daß sich Chandschan und andere Turkmanen nach dem Charakter und nach den Bestrebungen Hadjschi Reschids erkundigt hätten, und daß es ihm viel Mühe gekostet habe, einen auftauchenden Verdacht von ihm abzulenken.

Nach Hause zurückgekehrt, empfingen sie von

kleinen Filzteppich, gedörrten Fischen oder anderen Kleinigkeiten beschenkt wurde. Bambéry-Reschid erfreute sich bei den Turkmanen merkwürdigerweise solcher Beliebtheit, daß die meisten Kranken zu ihm kamen und viele sich sogar krank stellten, um die Gelegenheit zu benutzen, mit ihm zu sprechen. Von bedeutendem Nutzen aber war für ihn die Bekanntschaft des Priesters von Gümüştepe, der vor der Gelehrsamkeit des Hadjschi Reschid einen großen Respekt hatte. Dieser Priester gab Bambéry auch Empfehlungsschreiben mit, die ihm späterhin sehr gute Dienste leisteten.

Bierzehn Tage waren verstrichen und noch immer fand sich keine größere Karawane ein, die den Weg nach Chiwa einschlug. Obgleich Bambéry und die übrigen Hadjschis einen sehr angenehmen



Aufenthalt in Gömüschtepe hatten, sehnten sich doch alle, diesen Ort zu verlassen. Das hatte seinen eigenen Grund. Fast jeder wohlhabendere Einwohner dieses turkmanischen Lagers besaß persische Sklaven, die von ihren Herren viel zu erdulden hatten. In der Heimat der Hadschis, in der chinesischen Tartarei, ist der Sklavenhandel und das Halten von Sklaven nicht Sitte; den guten Leuten wollte also hier in Gömüschtepe schier das Herz brechen, als sie sahen, wie Perser, die meist bei Raubzügen um ihr Gut und ihre Freiheit gebracht worden waren, hier, mit schweren Ketten belastet, unsägliche Mißhandlungen zu erdulden hatten. Die Hadschis durften sich jedoch als kleines Häuflein der Sitte des Landes nicht widersetzen, sie seufzten daher nur heimlich über die Grausamkeiten, die man an den Sklaven verübte, und Hadschi Bilal sagte: „Es ist ja wahr, daß sie (die Perser) sündige Kezer sind und uns auf unserer Durchreise durch ihr Land sehr geplagt haben; aber was diese Armen hier ausstehen, ist doch zuviel des Argen.“

Noch eine Woche verging in müßigem Zuwarten, bis endlich die Nachricht anlangte, daß ein Turkmane aus Chiwa mit einer Karawane der Heimat entgegenziehe. Es wurde mit dem Führer bald eine günstige Vereinbarung getroffen. Nach einigen Tagen sollte sich der aus 50 Personen und 30 Kamelen bestehende Zug in Bewegung setzen. Es war verabredet, daß die Teilnehmer der Karawane sich in einer unweit von Gömüschtepe belegenen turkmanischen Station, Etref, versammeln sollten.

Dorthin begab sich nun Bambery in Gesellschaft einiger Hadschis; da der Boden sumpfig war, wurde ihm ein Pferd zur Verfügung gestellt. Unser Forscher der ja stets die Rolle eines geduldigen Hadschi spielen mußte, konnte es nicht verwehren, daß der böswillige Afghane Emir Mohamed, der ihm schon so viele Unannehmlichkeiten bereitet hatte, sich der kleinen Gesellschaft anschloß. Bambery mußte es sich sogar gefallen lassen, daß derselbe heimtückische Mensch sich zu ihm auf das Pferd setzte, wenn der Boden sumpfig wurde und das Gehen erschwerte.

Die Gegend, die sie jetzt durchzogen, wimmelte von Wildschweinen, die durch ihr Grunzen und ihre wilden Sprünge die Pferde oft beunruhigten. Auch das Pferd Bamberys war durch die doppelte Last und das ungewohnte Geräusch etwas sehr geworden, und als gar ein großes Wildschwein quer über den Weg sprang, bäumte es sich erschreckt auf und warf beide Reiter in den Sumpf. In das laute Gelächter der nur einige Schritte entfernten Gefährten mischte sich jetzt ein sonderbares Gequiek. Bambery sah, daß er auf zwei junge Wildschweine gefallen war, deren Mutter, durch das Gewinsel ihrer Säuglinge herbeigelockt, die Zähne fletschend auf ihn zuraunte. Ein junger Turkmane befreite unseren immer noch am Boden liegenden Forscher aus der Lebensgefahr, indem er mit gehobener Lanze dem Wildschwein den Weg verrannte. Es gelang den Gefallenen endlich, sich aus dem Sumpfe herauszuarbeiten. Die Reise nach Etref wurde nach diesem Abenteuer ohne Unfall fortgesetzt. (Schluß folgt.)

## Beschauliches von Johannes Trojan.

### Festliches Treiben.

Sagt, Welch ein Fest, Welch eine Feier  
Bereitet sich so wunderbar?

Die Birke geht in zartem Schleier;  
Wie glänzt der Erle braunes Haar!

Smaragden trägt an dürft'gem Kleide  
Ein armes Sträuchlein auf dem Beet;  
An Baches Rand die schlichte Weide  
Ist wie mit Goldschmuck übersät.

Ein hohes Fest will sich bereiten  
Des Jubels und der reinsten Lust.  
Ich sprech's nicht nach den andern Leuten,  
Ich fühl' es auch schon in der Brust.

### Annütige Tracht.

Kleine Blumen auf der Heide,  
Auf den Wiesen und im Wald,  
Gehn im allerliebsten Kleide,  
Das sich schickt zu der Gestalt.

Mägdlein möchten auch sich tragen,  
Wie die Blumen auf der Flur,  
Und sie sorgen viel und fragen,  
Und es glückt so selten nur.

Doch die Beste trägt sich zierlich,  
Und sie fragt nicht, wie ihr's läßt;  
Denn ihr ist das so natürlich —  
Seht, das ist das allerbest!



## Die sieben Schwalben.

Ein Vogel-Märlein für die Jüngerer.

Von **H. Fries.**

Illustrationen von **H. Schuster**

nach Skizzen von **A. Reinke.**



Recht stattlich lag am klaren, tiefen Mühlbach die große Wasser-Mühle, mit zwei mächtigen Rädern, die rauschten und sangen Tag und Nacht den alten, trauten Mühlengesang von Kommen und Gehen, von Lieben und Leiden, von Lachen und Weinen. Die Mühle war schön und behäbig gebaut, aus roten Steinen mit weißen Fugen, und das Holzwerk war grün gemalt und bekam alle Jahr zu Pfingsten einen neuen Anstrich. Es standen auch hohe Linden um die Mühle herum, die spiegelten ihre Wipfel im klaren Bach, und zur Blütezeit streuten sie köstlichen Duft, und das Bienenvolk umsummte sie. Die Fenster in der Mühle waren blißblank, und es wehten weiße Vorhänge vor ihnen, denn die Müllerin war eine saubere Frau, die darauf hielt, daß alles schmuck und blank sei. Aus den Fenstern schaute des reichen Müllers Sohn, der hieß Peter und war ein dickköpfiger Bengel von zehn Jahren, der nichts lernen mochte und oft genug nachsah, aber viele arge Streiche und Anschläge im Kopfe hatte.

Der Mai war gekommen und hatte alles wunderschön heraus gepußt; am Bach blühten die Blau-Blümelein, die man Vergißmeinnicht nennt, zu tausenden, und die Fischlein waren so lustig, daß sie im Schwimmen zuweilen aus der hellen Flut sprangen. Die Vögel waren alle wieder da! hatten auch schon ihre Nester fertig, und ihre Jungen sperreten die nimmerfatten Schnäbel auf. Bachstelzen stolzierte hin und her auf den glatten Steinen am Wasserrande und that keinen Fehltritt; Rotkehlchen war voll mütterlicher Fürsorge und hatte gar keine Zeit, wenn der Buchfink sie anrief und sich nach dem Befinden ihrer Kinder erkundigte; und wenn die stille, klare Maien-Nacht über der schlafenden Welt lag, dann hob die Nachtigall ihr wundervolles Lied an, und all die andern Vögel saßen ganz ruhig in ihren Nestern, und lauschten und träumten bei den süßen Tönen von Paradieses-

Tagen, bis der Morgen anbrach. — Alle die Vögelin hatten ihre Nester in Bäumen und Büschen, unter grünem Laubdach in tiefer, sicherer Verborgenheit. Nur die Schwalben, weil sie jedermann, auch den Menschen, nur gutes zutrauen, hatten ihre Nester an die Mühle gebaut, wo das vorragende Schindeldach Schutz gegen Regen und Wind gewährte. Sie waren in großer Zahl gekommen, die sieben Schwalben, denn über dem klaren Bach schwebten immer ganze Schwärme von Mücken und Fliegen, auch Wasserospinnen und blanke Käfer huschten und liefen auf der glatten Fläche am Rande zwischen den überhängenden Gräsern hin. Da war für die Schwalben immer der Tisch gedeckt.

So hatten sie denn in langer Reihe ihre grauen Nester an die saubere rotweiße Mauer geklebt, und man sah an dem schön gemalten grünen Holzwerk viel weiße Flecken. Das ärgerte den Müller-Peter, und er beschloß einen Feldzug gegen die Schwalben und ihre Nester zu unternehmen. Erst wollte er nur noch sein fettes Wurst-Butterbrot verzehren, an dem er mit beiden Backen kaute, und während dessen entwarf er den Schlachtplan. Die längste Bohnenstange wollte er sich holen und damit in die Nester hineinstoßen, und was dann herunterfiel an junger Vogelbrut, das wollte er über die Mauer in den Bach werfen. Da sollte dem dummen Vieh wohl die Lust vergehen, ihren Unfug wieder an seines Vaters schöner Mühle zu treiben. Das war ein schändlicher Plan, und daß ein solcher in des Müller-Peters Kopf entstehen konnte, das kam daher, weil er in diesen Kopf nichts Gutes hineinließ, weil er bei dem schönen Gotteswort gähnte und beim Beten nichts dachte. Er führte wirklich den Plan aus, und als die Schwalben-Mütter so angstvoll hin- und herflogen und mit lautem Geschrei ihren Jammer kund thaten, blieb er ganz gleichgültig, steckte beide Hände in die Hosentaschen und spreizte die Beine, als hätte er eine rechte Heldenthat ausgeführt. Dann warf er gar die herabgefallenen kleinen, kaum besiederten Vögel über die Mauer, so daß einige in den Bach fielen und ertranken, andere jämmerlich am Ufer liegen blieben und kläglich pieperten. Doch nicht genug: als eine Schwalben-



mutter dem bösen Buben ganz nahe kam und um seinen dicken Kopf herumkreiste, da hob er einen spitzen Stein auf und zielte so gut, daß er sie traf und tötete! Ihre sieben Kinder aber lagen draußen, jenseits der Mauer und schrieten erbärmlich nach der Mutter. —

Der Schwalbenvater war, als dies geschah, gerade auf einem längeren Streifzuge den Bach hinunter geflogen, um recht viele Mücken und Fliegen zum Nachtessen für seine Familie mit heim zu bringen; denn sieben gefräßige Schwäblein können viel vertilgen. Als er nun zurückkehrte und das große Unglück sah, das über sein Haus hereingebrochen, da wußte er erst garnicht, was er vor Jammer anfangen sollte! Die armen Jungen fand er bald, denn er kannte ihre Stimmen genau, aber seine fromme und getreue Hausfrau fand er nicht, die war in den Bach gefallen und von den Wellen weggetrieben worden.

Am Bach stand nun aber eine alte Hängeweide, die ließ ihre langen Zweige ganz tief herabhängen, daß sie bis in die Wasser des Baches tauchten, und wenn der laue Westwind kam, hoben und senkten sie sich wie ein grüner Mantel. In diesem Weidenbaume wohnte ein Elf, der war schön und gut, er hatte strahlende Augen, so blau wie der Himmel, lange gelbe Haare und trug einen Kranz auf dem Kopf von Bergißmeinnicht und Weidenblättern. Der Elf sang auch in der Morgen- und Abenddämmerung sehr schöne Lieder, die konnte aber niemand hören als die Vögel, und gesehen hat ihn auch sonst niemand als diese und der Bach und der Nix, der unten im Bach seine Behausung hatte. Der Nix war alt und grau und griesgrämig, hatte grüne Augen mit roten Rändern und saß immer in einer Stein-Grotte, wo er die Krebse bei den Scheeren fing, die sich hinein verirrt, und die lustigen Forellen wegscheuchte, die einen Streifzug in die kühle Grotte unternahmen, denn der Nix hatte viele Gedanken und mochte sich nicht stören lassen von all diesem

Gesindel! Mit den Vögeln wollte er auch nichts zu thun haben, und die Schwalben waren ihm erst recht verhaßt, weil er das ewige Hin- und Herfliegen über dem Wasserspiegel und das Mückenfangen nicht ausstehen konnte.

Darum dachte der Schwalbenvater auch garnicht daran, sich in seiner Not an den Nix zu wenden, zu dem schönen Elf aber hatte er das Vertrauen, daß der ihm vielleicht beistehen würde, seine Kindlein zu retten, denn weil er so fromme und gute Lieder sang, traute er ihm auch ein mitleidiges Herz zu.

Also flog er an den Weidenbaum, klopfte mit dem Schnabel bescheiden an und bat um geneigtes Gehör. Der Elf antwortete aus des Baumes Höhlung, es sei ihm noch zu hell, um heraufzukommen, doch möge der Vogel nur sein Anliegen aussprechen, er könne alles hören. Und nun klagte denn der Schwalbenvater seine Not. Da ward der Elf sehr böse über den Müller-Peter und meinte: Der werde seiner Strafe nicht entgehen. Dann aber tröstete er den Schwalbenvater und sagte: Bringe deine sieben Kinder nur hierher zu mir, ich habe hier im Baum ein schönes Plätzchen, wo die Rinde lose geworden und ein altes Astloch ist, da könnt ihr



immerhin unterschlüpfen.

Das tröstete den Schwalbenvater sehr. Als bald flog er hin und wieder und trug seine Kinder in das sichere Astloch, welches der Elf schon mit weichem Moos ausgefüttert hatte. Als sie nun alle sieben wohlgeborgen dalagen, war es inzwischen Abend geworden, die Mond-Sichel stand am Himmel und Frau Nachtigall fing eben eins ihrer schönsten Lieder zu singen an, das klang heute Abend sonderlich weich und wehmütig, denn sie hatte wohl all den Schwalben-Zammer mit angesehen und hielt nun eine Toten-Klage.

Da tauchte auch der Elf aus des Baumes Tiefe empor und betrachtete sich die kleine Einquar-



tierung im Astloch seiner Hängeweide. Die jungen Schwälblein waren alle noch erträglich davon gekommen, bis auf das kleinste, das zuletzt ausgeschlüpft war, das war sehr jämmerlich zugerichtet und schnappte nach Luft. Da dachte der Elf: das arme Tierlein müssen wir recht pflegen, sonst wird es nicht groß! Dann gab er ihnen alle Namen, damit man sie unterscheiden könne, er nannte die beiden Ältesten: Husch und Rusch, das nächste Paar: Flink und Wink, das darauf folgende: Rink und Rank, und das arme kleine Nesthäkchen: Treu. —

Nun galt's aber für alle sieben das Futter herbeizuschaffen! Dem armen verwitweten Schwalbenvater ward es zu viel, wie sehr er sich auch spudete und ohne Aufhören hin- und herflog, er konnte allein nicht so viel Mücken und Fliegen fangen, als den Kindern zu bekommen Not that, sie wollten daher garnicht recht wachsen und blieben sehr mager. Da bat er die Bachstelze, ob sie ihm nicht ein wenig helfen wolle, da sie doch übrige Zeit genug habe, aber Bachstelzchen entschuldigte sich damit, daß sie tanzen müsse, was ihr ganz unentbehrlich zum Leben sei. Darauf wandte sich der Schwalbenvater an das Kotkehlchen; das hatte auch aufrichtiges Mitleid und würde gern geholfen haben, hätte es nur nicht selbst ein Haus voll Kinder gehabt, die seiner Fürsorge nicht entbehren konnten. — Zuletzt versuchte er es auch noch bei der Lerche, die hatte aber keine Zeit, die mußte singen, und ihr Kantordienst nahm sie ganz in Anspruch. Da klagte der arme Schwalberich dem Elf sein Leid! Der dachte nach und sprach: „Wenn der Nix da unten nur wollte, der könnte leicht helfen, der braucht ja nur einmal mit der Hand zuzugreifen, dann hat er gleich eine ganze Hand voll Mücken und Wasser Spinner. Er ist freilich gar sehr mürrisch, aber in diesem sehr betrübten Fall sollte man doch denken, daß er ein übriges thun würde. Ich will ihm deine Bitte heut Abend vorsingen, in einem schönen rührenden Liede.“ —

Als es nun Abend geworden war, bat der Elf die Nachtigall, noch ein Weilchen mit ihrem Singen zu verziehen, schwebte auf einem Mondstrahl bis auf den untersten Ast der Hängeweide, dessen Zweiglein sich tief in das Wasser tauchten, bis dicht vor die Grotte des Nixen, und hob dann ganz rührend an zu singen:

Sieben Vöglein klein,  
Ohne Mütterlein,  
Müssen leiden,  
Werden verschneiden!

Laß die Mücken!  
Gieb uns Mücken!  
Wollen danken  
Sonder Wanken  
Dir in Treuen,  
Nimmer soll es dich gereuen!

Es war wirklich sehr rührend anzuhören, wie der Elf das sang. Aber es verfehlte gänzlich seine Wirkung! Denn erstlich konnte der Nix die Schwalben wie gesagt garnicht leiden, weil sie ihn in seiner Ruhe störten, und dann war ihm die Anspielung auf seine „Mücken“, die er zu seinen berechtigten Eigentümlichkeiten zählte, sehr ärgerlich. Kaum schwieg der Elf, da entstand ein gewaltiger Spektakel im Wasser, und eine Menge Luftblasen stiegen an die Oberfläche, die plakten und verbreiteten einen üblen Geruch, das war der Geruch der Unbarmherzigkeit, und der Elf wußte sofort, wie er dran war, und hielt sich die Nase zu. —

Die ganze Nacht aber sann nun der gute Elf darüber nach, wie er es anfangen sollte, dem Schwalbenvater und seinen Kindern doch zu helfen. Es war keine leichte Sache für ihn, weil er sich bei Tage immer verborgen halten mußte, denn die Sonnenstrahlen verwundeten und töteten ihn; doch machte ihn die barmherzige Liebe erfinderrisch. Er hatte einen langen sehr schönen Schleier aus feinstem Spinnewebe, der war mit funkelnden Taupfropfen gestickt, und diesen hielt er sehr wert und trennte sich ungern davon, dennoch hing er ihn nun ausgespannt über den Bach und fing darin ganze Scharen von Mücken und Fliegen. Das war eine prächtige Hilfe für den armen Schwalberich, und die sieben Kleinen gediehen nun ganz vortrefflich.

So kam denn allmählich die Zeit heran, in der die mutterlosen Vögel in die Welt hinaus fliegen sollten und ihr eigenes Nest bauen. Die beiden Ältesten, Husch und Rusch, die streckten schon seit Tagen die langen Hälse aus dem Astloch und nahmen sich vor, gleich tüchtig weit zu fliegen, denn es war ihnen hier am Mühlbach die Welt viel zu klein und enge. Die geschwägige Elster hatte sich einmal in den Weidenbaum gesetzt und viel erzählt von großen Städten und Palästen, von Kirchtürmen und Wetterfahnen, das alles wollte sie schon gesehen haben. Das hatten Husch und Rusch im Astloch alles mit angehört, und eine unbändige Neugier war dabei in ihnen erwacht. Ehe sie aber fortzogen, hielt der Elf ihnen eine kleine Abschiedsrede und sprach, sie möchten es doch nie vergessen, wie der liebe Gott sich über sie erbarmt habe und wie sie sonst hätten elend und jämmerlich umkommen müssen. Von seiner eigenen Hilfe redete der gute Elf gar



nichts, dazu war er viel zu bescheiden, er bat die Schwalben nur, sie möchten doch alle Jahr einmal zum Besuch wieder kommen, und dachte wohl, dann könne er ihnen immer wieder ein gutes Wort mit auf den Weg geben.

Als sie nun endlich davonsflogen und ihr Abschiedslied zwitscherten, da klang es über den Bach hin: „Ade! Ade! vergeßt uns nimmermehr!“ und der Bach murmelte dazu. Aber aus seiner Grotte lachte der Nix herauf, der hatte das „Ade“ wohl

war der eine Grundton: die große Wundergüte Gottes, der alles so herrlich und schön gemacht, und deshalb klang es so lieblich und herzerfreulich, was der Elf sang!

Und weil Treu nun Numero Letzt im Astloch war, so hörte er auch dreimal die kleine Abschiedsrede des guten Elfs an die Brüder, und jedesmal ging es ihm mehr zu Herzen, wie viel sie doch alle Sieben dem Elf zu verdanken hätten. Als zuletzt Rink und Rant wegfliegen wollten, da hatte



mit angehört und dachte schadenfroh: „Undank ist der Welt Lohn!“, und das gönnte er dem Elfen.

Ein paar Tage später flogen dann auch Flink und Wink und Rink und Rant in die Welt hinaus, nur das Nesthäkchen Treu blieb ganz allein zurück. Die Flügel waren ihm noch zu schwach, es mußte noch acht Tage länger warten. Es war ihm auch ganz recht so, denn es mochte gar zu gern den Elf im Mondenschein singen hören und merkte sich alle die schönen Lieder die er sang vom Mondenschein und Sternenlicht, vom Tau und Nebel, vom Blühen und Duften, denn in all den Liedern

Treu es gewagt, mit seiner piepigen Stimme sie auch zu bitten, doch ja nicht das Wiederkommen zu vergessen. Aber damit war er schön angekommen, sie hatten ihn schnöde angepiept: „Kehr dich an nichts, du Kiekindiewelt!“

Der Nix aber hatte jedesmal von unten herauf gelacht und war zuletzt ins Niesen darüber gekommen, und das war ihm immer sehr unangenehm, weil es solche Erschütterung im Kopfe verursachte, und sein Kopf war natürlich mürbe vom vielen Grübeln und Philosophieren.

Endlich war auch Treu nestreif geworden.



Man hätte es gar nicht denken sollen, aber aus dem kleinen nackten, elenden Ding war nun auch ein schönes Schwälblein geworden; sein blauschwarzes Gefieder glänzte wie weicher Samt, und die weiße Atlas-Brust schimmerte ordentlich, auch fehlte ihm nicht das schmucke rote Kräglein.

Von Treu trennte sich der Elf am allerschwersten, das kam daher, weil Treu ihm am meisten Liebe und Sorgfalt gekostet hatte. Darum schenkte er ihm auch noch am letzten Morgen ein Halsband von Tauperlen zum Andenken, die er aus seinem Schleier gelöst hatte, und sagte ihm dabei: „Wenn auch alle die anderen untreu werden, so bleibst du doch treu, denn du darfst deinem Namen keine Schande machen!“

Der Nix wollte schon wieder lachen, aber weil er seinen dicken Kopf zu weit aus der Grotte vorgestreckt hatte, um dem Böglein nachzublicken, fiel ihm ein heller Morgenstrahl auf die Nase, das juckte ihn, und so mußte er sich die Nase reiben und vergaß darüber das Lachen.

Wir würden nun gar nichts weiter erzählen können von den sechs Schwalben, wenn nicht die Elster als Neuigkeitskrämerin auch an den Mühlbach gekommen wäre und da den Vögeln mit lautem Geschwätz verkündigt hätte, was es Neues in der Vogelwelt gäbe. Bei dieser Gelegenheit haben wir es gehört und wollen es auch berichten, daß Husch und Rusch immer weiter und weiter gezogen sind, von unerfättlicher Neiseflust getrieben, bis sie endlich in einer großen Königsstadt angekommen waren. Und weil sie nach hohen Dingen trachteten, so verheirateten sie sich mit Schwalben aus Nestern am Königs-Palast und bauten sich auch selbst da ganz oben am höchsten Gesimse unter des Schlosses Zinnen an. Von da blickten sie dann herab auf das Menschen-Getriebe und dünkten sich noch höher als der König drinnen im Palast auf seinem Thron, denn sie wohnten ja auch noch höher als er. An den Bach und den Weidenbaum und den Elf dachten sie gar nicht mehr, hätten sich auch geschämt, davon zu reden, das alles dünkte sie jetzt viel zu gering. — Da zog aber einmal ein rasendes Unwetter über die Stadt hin, mit Blitz und Donner. Der Sturm peitschte den Regen in Strömen gegen das Schloß, und im eifigen Winde ward der Regen zu Hagel: große Eisstücke prasselten auch auf alle die Schwalbenenster, zerschlugen sie und töteten die Vögel samt ihrer Brut. Als es da Abend ward und das Unwetter ausgetobt hatte, kam eine alte Eule angehuscht, um sich das Unglück zu besehen; das liebt sie, die Eule! Sie setzte sich dabei in die Nische des Mauer-

werks und weiffagte allerlei vor sich hin: „Das könne auch nimmer ungestraft bleiben, wenn Schwalben sich anbauen wollten an Königs-Schlössern“ krächzte sie.

Flink und Wink haben ein ganz anderes Schicksal gehabt. Die dachten: warum soll man in die Ferne schweifen, liegt das Gute doch so nah! darum flogen sie nur bis in das nächste Dorf. Da waren viele Sandhügel, die waren von Menschenhänden ausgegraben, und in den glatten Wänden wohnten, Loch bei Loch, hunderte von Schwalben. Ei, dachten die beiden, hier ist es hübsch! da haben wir große Gesellschaft! und wie bequem wohnt sich's hier am geschützten Ort, in dem warmen, weichen Sande. Was soll man sich da erst lange beim Nest-Bau aufhalten! Sie fanden auch bald ein bereites Plätzchen und richteten sich ein. — Doch war es hier nicht so schön, als sie es sich gedacht hatten, denn in der dürrn Sand-Gegend war die Nahrung nicht reichlich, sie mußten weit umherfliegen, um ihre Notdurst zu finden, und als sie nun erst junge Brut hatten, da ward das Leben noch viel mühseliger. Beim ersten Sonnenstrahl mußten sie schon heraus, und so ging es den ganzen Tag fort bis nach Sonnenuntergang. Die armen Dinger lernten da bald, was des Lebens Drangsal sei, und haben über all den Nahrungszorgen endlich ganz vergessen, was Gott an ihnen gethan hat. Sie sind niemals wieder zurückgekehrt an den Mühlbach und zu der Hängeweide! —

Die fromme Ameise, welche auch ihr Wesen trieb im Sand-Hügel, hat's ihnen freilich oft gesagt, daß man über dem Arbeiten das Beten ja nicht vergessen müsse, aber sie hörten nicht darauf, was die Gute sagte, sie waren ja große, stattliche Vögel, und die Ameise nur ein kleines armseliges Tier!

Noch anders ist es mit Rink und Rant gegangen; die waren von Natur sehr rechthaberisch und streitlustig. So kamen sie auf der Wanderschaft bald mit andern Vögeln in Zank und Streit. Wo man in einer Wiese das reife Gras gemäht hatte, da war ein großes Spazzen-Gelage versammelt. Die Spazzen pickten an den Gras-Rispen und flogen mit viel Geschrei und Geflatter auf, wenn die Sense nahte. Die beiden Schwalben ließen sich mit dem Volk ein, bald gab ein Wort das andere, und die weil Meister Spaz auch nicht gerade friedlicher Natur ist, so kam es bald zu einem Heidenpöckel. Weil aber viele gegen zwei waren, mußten die beiden Schwälblein Federn lassen.

Des andern Tages kamen sie an einem Kirschbaum vorüber, der saß gespickt voll von Star-



Maßen, die ließen sich's gut schmecken. Das ging die beiden nun freilich nichts an, denn die Kirichen gehörten ja ihnen nicht, aber sie konnten es doch nicht lassen, setzten sich auf den Telegraphendraht, der dicht am Garten vorüber führte, und schrieten laut: Ihr Diebe! Ihr Diebe! — Die Star-Waße kümmerten sich nicht darum, bis sie satt waren, dann aber hieben sie mit ihren Schnäbeln auf die beiden kleinen Sittenrichter ein, also, daß es ihnen sehr übel erging. Am nächsten Tage gab es wieder mit andern Vögeln Zank und Streit, und über all dem wüsten Getreibe verwilderten unsere Schwalben im Gemüt mehr und mehr, und nicht lange dauerte es, da kamen sie in einer Vogelschlacht um das Leben. —

Wie ging es nun aber Treu, dem Resthäkchen? Zunächst hatte es sich nicht weit hinausgewagt; die Welt dünkte ihm nirgends so schön, als daheim bei der Hängeweide am Mühlbach, und das schirmende Astloch diente ihm noch lange als Nachtquartier, weil unser Schwälblein da immer wieder die schönen Elfenlieder hören konnte von der himmlischen Gütigkeit.

Allmählich wagte das Vögelnchen sich weiter. Da kam es an ein Ahrenfeld und freute sich über die wogenden Halme und über die blauen Kornblumen, die drin wucherten; da hörte es plötzlich eine Vogelstimme, die es vorher noch nie gehört hatte, das war die der treuen Wachtel, die unablässig ihr: „Fürchte Gott!“ sang. Da gedachte Treu im Herzen: „Das will ich mir merken.“

Das Vögelnchen flog weiter und zog an einem schönen Buchenwalde hin. Aus dem tönten viel Vogelstimmen, aber das Schwälblein wagte sich nicht hinein in den dunklen Wald, wo die Bäume wie Säulen standen, es mußte, seiner Art nach, im Freien bleiben, denn es dachte, es würde sich den Kopf einfliegen an all den Stämmen und Zweigen. Aber es horchte doch auf die Vogelstimmen, und vor allen andern gefiel ihm die weiche, volle Stimme der Schwarz-Amsel. Aber es klang sehr traurig, was es vernahm, denn die Amsel sang von der Kürze und Vergänglichkeit des Vogel Lebens. Es wurde dabei dem Schwälblein die Seele ganz weich und weh, doch gedachte es bei sich: „Ich will mir es merken!“ und flog weiter.

Da stieg über ihm die Lerche frei und fröhlich in den lichten Himmel hinein, wo die Lämmerwolken zogen, und schmetterte und trillerte so unermülich, als wollte es ihr die kleine Brust zersprengen. Es war anzuhören wie lauter überströmender, inbrünstiger Dank gegen den, der Wolken, Luft und Winden

giebt Wege Lauf und Bahn! Da ward das Schwälblein ganz still und demütig und dachte: „Wer so singen könnte! Was ist dagegen mein armselig Zwitschern und Zirpen! Doch kann man ja auch im Herzen tief verborgen voll Inbrunst und Dank sein; ich will's der Lerche sagen, wenn sie wieder herunter kommt, daß sie's auch von mir ausrichte, da oben im schönen Blau; mein' ich's doch ebenso wie sie!“ —

Das alles hat Treu dem Elf täglich genau berichtet, wenn er abends an den Bach zurückkam, bevor er im Astloch einschlief, und der Elf hatte sich daran gefreut und das Vögelnchen gelobt, daß es aus der schönen Gotteswelt sich das Beste herausfinde und dabei gutes lerne.

Aber eines Abends ist Treu nicht wiedergekommen, und am nächsten Abend auch nicht, und sind noch viele Tage und Nächte vergangen, ohne daß das Vögelnchen sich sehen ließ. Der Nix hatte es auch wohl bemerkt und dem Elf hinaufgerufen: „Nun bist du den auch los!“ — Doch that's im Grunde auch dem Nix leid um Treu, denn er hatte sich auch an das Vögelnchen gewöhnt und bei sich denken müssen: sie sind doch nicht alle gleich. —

Der Elf aber trauerte, denn er wußte wohl, daß etwas schlimmes mit Treu geschehen sein müsse. Und so war es auch. Ein großer Raubvogel hatte Treu nachgestellt, und wenn der Schwalbenschlag nicht so gar Pfeilschnell gewesen wäre, hätte der Räuber unser Vögelnchen gewiß zerrissen, so aber war das Schwälblein mit einer schweren Verwundung davon gekommen, doch war ihm der rechte Flügel lahm gehauen worden von den Fängen des Unhold's. Da saß es jämmerlich unter einem Dornstrauch gekauert und konnte sich nicht mehr in die Luft erheben. —

Dort fand eine Nebelkrähe unsern Treu. Diese Vögel stehen sonst eben nicht im besten Ruf, weil sie nicht besonders liebenswürdig und zierlich sich zu benehmen wissen, auch der Hunger im Winter sie ein wenig zudringlich macht, doch sind sie im Grunde so schlimm nicht. Die Nebelkrähe hatte ihre Jungen vor etlichen Tagen sich selbst überlassen, nachdem sie lange genug mütterlich für sie gesorgt hatte; nun war es ihr beinahe, als fehle ihr etwas. Als sie nun das verwundete Vögelnchen fand, war es ihr gerade recht, wieder etwas pflegen und helfen zu können. Bald hatte die Krähe auch erfahren, wo Treu zu Hause sei, und erbot sich freiwillig, ihn unter den Flügel zu nehmen und nach Hause zu bringen. Sie sagte, er möge nur unterhocken.

Das ging auch ganz schön, und die beiden kamen richtig bei der Hängeweide und vor dem Ast-



loch an. Da half die Krähe dem Schwälblein noch hinein und flog dann weiter, ohne sich umzusehen. Da lag nun das Tierchen zwar wohlbehalten wieder im Astloch, aber für seinen zerhauenen Flügel gab es keine Hilfe, denn das Knöchlein war gebrochen. Das sah der Elf, der das Tierlein besuchte, mit viel Traurigkeit, und als der taufrische Abend kam, hat er dem kranken Vöglein so sanft und leise vorgefungen, bis es eingeschlafen war. Am Morgen ist es aber nicht wieder wach geworden. —

Der Nix hat die traurige Geschichte auch erfahren, und was ihm lange nicht geschehen war, er wurde darüber sehr gerührt und hat sogar eine Thräne geweint, die war ebenso hellgrün wie seine Augen.

Abends im Mondenschein hat der Elf dem treuen Schwälblein am Ufer unter dem hohen Niedgras ein Grab gemacht, und auch der Nix war mit dabei und beide haben die schönsten Bergischmeinnicht darauf gepflanzt! Die Nachtigall hat eine Trauerkantate dazu komponiert und wunderschön die Hauptstimme dabei gesungen. Die Unke hatte die Bass-Partie übernommen. Es war gar herrlich und feierlich! —

Nun wollt ihr aber gewiß noch gern hören, ob denn der Müller-Peter garnicht seine Strafe bekommen hat! Ja, paßt nur auf! —

Nicht lange hernach ist der Peter fischen gegangen mit seiner langen Angel. Da konnte er stundenlang am Ufer stehen und warten, bis ein thöricht Fischlein sich verlocken ließ, anzubeißen. Endlich zuckte es! ei, das muß ein großer Kerl sein, dachte Peter, die Rute biegt sich ja, es zerrt und reißt daran. Der Müller-Peter wurde ganz leidenschaftlich dabei, er zog und zog und konnte die Schnur nicht in die Höhe ziehen, da plötzlich gab es nach, und plumps fiel Peter kopfüber in den tiefen Mühlbach, just da, wo er am allertiefsten ist, und just da, wo der Nix in seiner Grotte hauste!

Als der das Plumpsen hörte, wurde er ganz wild, so etwas war ihm noch nicht geboten worden; er riß den dicken Müller-Peter in seine Grotte hinein, hing ihm den größten Krebs mit beiden Schereen an die Nase, zog ihn dann mit Gewalt wieder hinauf und warf ihn an das Ufer. Aber der Krebs hielt fest und zwickte den Jungen so arg, daß der laut schrie. Die Müllerknechte kamen endlich herbei. Es dauerte aber lange, ehe sie den Krebs losmachten, denn sie gönnten dem Jungen seine Strafe. Von diesem Abenteuer hat er sein Lebelang eine rote Nase behalten, allen Jungen zur Warnung dafür, daß sie keine Schwalben-Nester ausstoßen sollen. —

## Schweizer sagen.

Von

Adolf Frey.



### Die edle Mailänderin.

Als ein Hirte auf der Törbjeralpe, nahe der Grimsel, ein verlorenes Kind suchte, begegnete er in der wildesten Gegend, wo nur Gletscher und kahle Felsen emporragen, bei finstern Regenwetter zu seinem größten Erstaunen einer vornehmen Dame, die gegen den Gletscher zu wanderte. In der Meinung, sie habe sich wohl verirrt, verdoppelte er seine Schritte, um ihr seine Hilfe anzubieten. Näher gekommen, bemerkte er, daß sie barhaupt und barfuß ging. Aus ihren blonden, in schweren Locken auf die Schultern herabfallenden Haaren troff der Regen, Tropfen hingen an der kunstvollen, um ihren weißen Hals geschlungenen Goldkette. Ihre schlanken Lenden umschloß ein mit kostbaren Edelsteinen besetzter Gürtel, und goldne Reifen umspannten ihre runden Arme; leuchtende Diamanten schimmerten von ihren schloßweißen Fingern. Ihre kleinen, vor

Kälte und Nässe geröteten Füße schienen so zart zu sein, daß jedes Steinchen sie verwunden mußte. Die wandernde Schöne hielt, um sich das Gehen auf dem rauhen Boden zu erleichtern, mit der einen Hand züchtig die schwerseidene Schürze in die Höhe, in der andern führte sie einen langen Bergstock. Sie setzte ihre Füße so behutsam auf die kantigen, naßkalten Steine, daß wohl zu sehen war, wie jeder Schritt ihr Schmerzen bereite. Als sie nunmehr ihr holdseliges Angesicht gegen den nacheilenden Hirten wandte, bemerkte er Spuren von vielem Weinen in demselben; an den Wimpern ihrer großen, sanften Augen glänzten noch frische Thränen, und ihre Lippen öffneten sich zu leisen Seufzern. Er staunt über ihre wunderbare Schönheit und durch ihr offenes Leid von tiefem Mitleiden ergriffen, fragte der Hirt: „Aber um Gottes willen, schöne Frau, wohin wollt ihr in dieser wilden Gegend bei so harter Witterung? Ihr habt euch wohl verirrt? Ach, daß Gott erbarm! Ihr geht ja bloßen Fußes



und ohne Kopfbedeckung, seid ihr verunglückt? Wo sind eure Bedienten? Habt ihr keinen Führer mitgenommen? Ihr seid doch nicht bis hieher zu Fuß gekommen? Gewiß seid ihr unsern von dieser Stelle vom Pferd gestiegen und habt euch allzuweit von eurer Begleitschaft entfernt und seid irrgegangen?"

Mit einer Stimme, die ihm lieblicher klang als Amfelschlag und Flötenschall, erwiderte die Dame: „Nein, mein Guter, ich habe mich nicht verirrt. Ich komme wirklich ohne Begleitung hieher, ohne Pferd, ohne Diener, ohne Hut, ohne Schuh. Soeben verließ ich eine große Stadt und einen glänzenden Palaß. Mein Leib liegt noch warm auf dem Totenbette in Mailand, und meine Eltern nezen ihn mit Thränen und weinen bitterlich um ihre einzige Tochter. Ich bin von Gott verurteilt worden, in diesem Gletscher Buße zu thun. Weil ich zu Lebzeiten meinen Fuß fast niemals auf die Erde gesetzt habe, sondern stets in einem Wagen fuhr, weil ich mich nie ohne stattliche Begleitschaft von Hause entfernte, mich niemals einem kalten Lüftchen aussetzte, nie mir eine anständige Freude versagen wollte und mich vor aller Anstrengung und Mühe fürchtete: darum bin ich zur Strafe meiner Verzärtelung verurteilt, in dieser rauhen Wildnis barfuß durch Regen, Ungewitter und Kälte zu wandeln und in diesem Gletscher zu büßen. Dies ist mein Fegefeuer — denn außer dieser hoffärtigen Verzärtelung bin ich mir keiner Schuld bewußt.“

Kaum hatte der Hirte diese letzten Worte vernommen, so kam plötzlich ein dichter Nebel und kalter Regenschauer daher und nahm ihm die liebliche Gestalt aus den Augen. Als nach wenigen Augenblicken die Gegend sich wieder aufheiterte, war von der schönen Frau nichts mehr zu erblicken. Sofort, aber leider auch schon zu spät, fiel ihm ein, Gott habe es nicht umsonst gefügt, daß sie ihm in so schöner Gestalt erschienen sei, und zur völligen Erlösung habe ihr gewiß wenig gefehlt; ach, statt unnütze Fragen zu thun, hätte er ihr seine Hilfe zur Erlösung anbieten sollen. So laut er's vermochte, rief er nach der Richtung hin, in der sie verschwunden: „Schöne Frau, o sagt mir doch, womit kann ich euch erlösen?“ Aber statt einer Antwort erscholl nur das schwache Echo seiner Worte, begleitet von dem melancholischen Rauschen des Bergbaches und dem dumpfen Donnern des Gletschers. Aus den Gletscherspalten schwebten bleiche Nebel auf und nieder. Aber von der schönen Frau sah und hörte er nichts mehr.

Manchmal faßte ihn später eine unbezwingliche Sehnsucht nach dem holden Frauenbild, und kein Regen, kein Sturm vermochte ihn dann abzuhalten, an den wilden Ort hinaufzuwandern und sich an die Stelle zu setzen, wo die zarten Füße gestanden. Aber so oft er auch sein Antlitz nach der Gegend wandte, wo sie verschwunden war, und so oft er auch schmerzlich in die Öde hinaus rief: „Schöne Frau, kann ich noch etwas thun, um euch zu erlösen?“, immer kehrte nur der Widerhall seiner Worte von den starren Felsen zurück. Dann zogen auch wieder wie ehemals die dichten Nebel und Regenschauer an ihm vorbei, der Bergbach sang seine schwermütige Weise, der Gletscher ließ sein dumpfes Donnern dazwischen tönen, und aus seinen Spalten stiegen die bleichen Nebel hervor. Aber die holde Frau kehrte niemals wieder.

#### Überlistete Klugheit.

In alten Zeiten, als man noch nicht so witzig war wie heutzutage, bohrte man die Holzdüffel (hölzerne Röhren) bloß von einer Seite, und so erreichten sie natürlich nur die Länge des Bohrers. Wenn nun etwa Zwerge zu den Menschen kamen und das sahen, lachten sie und kicherten in ihre Fäustchen, verweigerten aber jede Auskunft, wie es besser zu machen wäre. Um ihnen dieses Geheimnis zu entlocken, versiel einst ein Holzhauer auf eine List. Unweit seines Arbeitsplatzes stellte er zwei Schüsseln auf, deren eine er mit Rotwein, die andre mit Brauntwein füllte. Als nun ein des Wegs daherkommender Zwerg den Wein sah, lachte er und rief: „Nein, nein, damit fängst du mich nicht.“ Dann wandte er sich zu dem vermeintlichen Wasser und that einen kräftigen Zug, dieweil die Sonne tüchtig brannte. Das Getränk behagte ihm, und so geschah es bald, daß er mit einem artigen Mäuschlein auf den scheinbar achtlosen Holzhauer zugehortelt kam.

„Du Knirps,“ sagte dieser, „jetzt weiß ich, wie man die Düffel länger bohren kann; einer von euch hat's mir gestern verraten.“

„Ja gelt, du drehst das Holz und bohrst auch von der andern Seite,“ lachte gutmütig der Kleine.

Damit war das Geheimnis ausgeplaudert, und seit jener Zeit werden die Düffel doppelt so lang, als die Bohrer sind.



# Räthel

Von

**Robert Löwike.**

**Räthel-Räthel.**

Es gilt, das Ende von dem einen,  
Den Anfang von dem nächsten Wort,  
Geschicht zum neuen Wort vereinen  
Und was man sucht, hat man sofort.

1 enthält einen Vogel, 2 einen Fürstentitel,  
3 einen Vornamen, 4 eine Zahl, 5 einen fremdlän-  
dischen Titel.

1.

Achilles, Nestor, Charon und Styx sind vier  
aus der griechischen Sage und Mythologie bekannte  
Namen.

2.

Die Pascher zogen in der Stille der Nacht über  
die Grenze.

3.

Im Jahre 215 wurde durch den Tod Hieros  
Karthago einen erbitterten Feind los.

4.

Die Gesellschaft brach nun in der besten Stim-  
mung auf und schlug den Weg nach Thale ein.

5.

Wer wird glauben, daß die Konkurrenz Amerikas  
Europa schaden könnte?

Von

**Robert Falk.**

1.

Hin und zurück mach' ich am Strande Play,  
Doch steht es schlimm, bin ich in deinem Schatz.

2.

Bin hin und her ein feuerspei'nder Drache,  
Und hämmernd stehn Cyclopen bei mir Wache.

3.

Der Liebesgott auf den Kopf gestellt:  
Die altberühmteste Stadt der Welt.



## Auflösung der Räthel Seite 188 des XXI. Bandes.

Räthel von **J. Altrich.**

- |                 |                      |                 |                   |
|-----------------|----------------------|-----------------|-------------------|
| 1. Bart — Trab. | 2. Lawine — Altwine. | 3. Elfenbein.   | 4. Taube — Laube. |
| 5. Burg — Berg. | 6. Schild — Schuld.  | 7. Wage — Woge. |                   |

Räthel von **Robert Löwike.**

- |                    |                |           |
|--------------------|----------------|-----------|
| 1. Anmut — an Mut. | 2. Bachstelze. | 3. Faust. |
|--------------------|----------------|-----------|

Räthel von **Caroline Lange.**

- |                 |                 |
|-----------------|-----------------|
| 1. Die Granate. | 2. Lied — Leid. |
|-----------------|-----------------|

## Auflösung der Knackmandeln Seite 189 des XXI. Bandes.

I.

H	A	S	E
A	B	E	L
S	E	I	L
E	L	L	A

II.

M	A	R	S
A	R	I	E
R	I	G	I
S	E	I	L

III.

Die Zahl: 120.

IV.

Die Zahl: 27.

V.

Die Zahl: 60.



# K n a c k m a n d e l n.

Von Robert Löwike.

## Preis-Aufgaben.

I.

4.

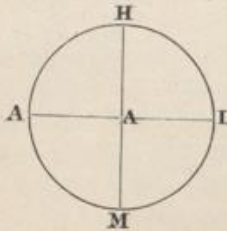
S	t	e	i	N
u	a		u	i
n		a		o
d	1 <sup>5</sup>		6 <sup>1</sup>	b
A	d	e	l	e

Die nebenstehende Figur besteht aus 6 Wörtern von je 5 Buchstaben. Jedes dieser 6 Wörter liefert entweder den Anfangs- oder Endbuchstaben für vier der fünf andern Wörter. Die beiden Wörter in den schrägen Reihen haben auch einen gemeinsamen Mittelbuchstaben. Versucht nun, eine solche Wort-

figur mit Hilfe der folgenden Angaben zusammenzustellen.

- 1) Nennt euch einen Baum,
- 2) einen anderen Baum,
- 3) einen weiblichen Vornamen,
- 4) einen anderen weiblichen Vornamen,
- 5) nennt euch einen dritten Baum, in welchem „ich“ gefunden werden kann,
- 6) nennt euch einen vierten Baum.

II.



Die nebenstehende Kreisfigur enthält 3 Wörter, von denen das eine aus 4 Buchstaben besteht, während die beiden anderen aus je 3 Buchstaben bestehen. Der wagerechte Durchmesser ergibt das Wort *Al*, der senkrechte Durchmesser das Wort *Ham*, und die 4 Buchstaben auf

der Kreislinie ergeben das Wort *Mahl*. Bildet nun eine solche Wortfigur mit Hilfe der folgenden Angaben.

Der eine Durchmesser ergibt ein Gewässer, der andere einen weiblichen alttestamentlichen Namen, und das Wort auf der Kreislinie ist ein bekannter weiblicher Vorname.

III.


In die leeren Felder des nebenstehenden Quadrats sollen die Zahlen 4, 5, 6, 7, 8, 9, 10, 11, 12 so eingetragen werden, daß man immer die Summe 24 erhält, wenn man die 3 Zahlen in irgend einer wagerechten oder senkrechten oder diagonalen Reihe addiert.

IV.

In Schillers Gedicht „Der Taucher“ werden mehrere Namen von Tieren erwähnt. Sechs Buchstaben des einen Tiernamens ergeben, im Zusammenhang und zwar von links nach rechts gelesen, einen weiblichen Vornamen. Vier Buchstaben eines anderen Tiernamens, ebenfalls im Zusammenhang, aber von rechts nach links gelesen, ergeben einen anderen weiblichen Vornamen. Welches sind die beiden Vornamen und in welchen beiden Tiernamen sind sie enthalten?

V.

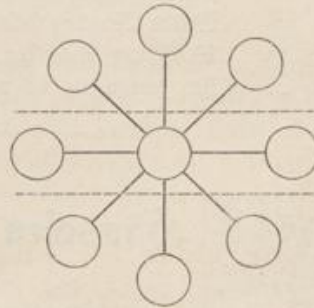

In die sieben wagerechten Reihen der nebenstehenden Kreuzfigur lassen sich sieben Wörter von je 7 Buchstaben so eintragen, daß die senkrechte Mittelreihe ein europäisches Königreich nennt. Die sieben wagerechten Reihen bezeichnen:

- 1) Eine Halbinsel in Asien,
- 2) Ein großes Land in Afrika.
- 3) Eine Halbinsel in Europa.
- 4) Eine Stadt im süd-östlichen Europa.
- 5) Ein Herzogtum in Schlesien.
- 6) Eine Stadt in der preussischen Provinz Schleswig-Holstein.
- 7) Ein europäisches Königreich.

VI.

Mit *i* ein weiblicher Vorname.  
Mit *I* ein weiblicher Vorname.

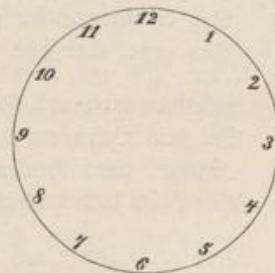
VII.



Wie kann man die Zahlen 1, 2, 3, 4, 5, 6, 7, 8, 9 in die neun kleinen Kreise unserer Figur so einschreiben, daß je 3 Zahlen, welche auf einer geraden Linie stehen, immer die Summe 15 ergeben, und daß immer dieselbe Summe herauskommt, wenn man entweder die 3 Zahlen über der oberen

punktierten Linie oder die 3 Zahlen unter der unteren punktierten Linie oder die 3 Zahlen zwischen den beiden punktierten Linien addiert?

VIII.



Ersetzt man die in dem Kreise stehenden Zahlen durch die entsprechenden Buchstaben, so bezeichnet:

- 1, 2, 3, 4, 5, 6 ein Insekt,
- 2, 3, 4, 5, 6 einen Vogel,
- 3, 4, 5, 6, 7 ein Metall,
- 5, 6, 7, 8, 9 ein landwirtschaftliches Gerät,
- 6, 7, 8 einen Nebenfluß der Donau,
- 8, 9, 10 einen alttestamentlichen männlichen Namen.
- 10, 11, 12, 1 einen weiblichen Vornamen.